

012357

12 Jg.

Nr. 7



„Eisab-land“
Lothringer
Heimat



1

9

3

2

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 80 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Inhalt des Juliheftes:

TEXT: O., Zur Geschichte der Odilienverehrung / Charlotte Engelhardt, Niedermünster / O. Pisot, Die Schützengesellschaft im alten Oberehnheim / G. Dub, Nun löst die Frucht sich leise / P. Jacquemoth, Aus lothringischer Vergangenheit: Die Templerkapelle in Metz — Der Heringsfriede / Alfred Pfleger, Der Floh in der elsässischen Literatur / Rouget de Lisle, Chant héroïque dédié à Kléber / Elsässische Geschichten aus J. P. Hebels Schatzkästlein / P. Steffen, Sternsee-Idyllen / Ausschau: Ausstellung Raul von R. Schn. / Büchertisch / Vogesenwanderungen.

BILDER: Kunstbeilage: «Die hl. Odilia» von Manny Benner / F. Lix, Odilienpilger / H. Bacher, Oberehnheimer Stadtwappen / Alle Höfe in Oberehnheim, Photos von V. Maulu / Titelblatt einer Oberehnheimer Stadtrechnung / Trinkkanne der Oberehnheimer Schützengesellschaft vom Jahre 1761 / Bütchenmännle und Pokale der ehemaligen Oberehnheimer Schützengesellschaft / A. Pellon, Lothringer Bäuerin (Holzschnitt) / Titelblatt von Fischarts Flöhhatz 1577 / Titelbild des Rheinländischen Hausfreundes / Die gute Mutter. Originalholzschnitt des Rheinländischen Hausfreundes / Sewen und Sewensee, Photo A. Kössler / Kirche in Sewen, Photo V. Maulu / Der Sternsee / Der Alfeldsee.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Wichtig für Reisende und Ausflügler!

Der neue Sommer-Fahrplan gilt ab 22. Mai

**Bedeutende Aenderungen, sowie
Verkehr der Sonntagszüge**

nötigen Sie zum Kauf des bestbekanntesten

Indicateur «ALO»

Seine Vorzüge sind:

- | | |
|-----------------------|--------------------------|
| 1) sehr übersichtlich | 3) besonders zuverlässig |
| 2) dabei reichhaltig | 4) sehr handlich |

Überall erhältlich: Preis 2.— francs

in allen Bahnhofsbuchhandlungen u. Zeitungskiosken

Savonnerie Alsacienne

RÉQUISHEIM (Haut-Rhin)

INSTALLATION MODERNE

Fabrication de Savons de toutes sortes

Poudre à Savon „ALSATIA“ pour la lessive

SAVON MOU DE PREMIÈRE QUALITÉ

MODERNSTE FABRIKEINRICHTUNG

Herstellung von Gebrauchsseifen aller Art

für Haushalt und Industrie

Seifenpulver „Alsatia“ - Schmierseife I. Qualität

Radiofreunden

welche eine reichhaltige, gediegene und hochinteressante Fachzeitschrift wünschen, sei empfohlen

Der Deutsche Rundfunk

Rundschau und Programm für alle Funkteilnehmer

10. Jahrgang 1932

wöchentlich erscheinend mit ausführlichsten Programmen, reich illustrierten technischen u. unterhaltenden Beiträgen und belehrenden Abhandlungen.

Preis pro Heft 35 Pfennig

Verlag: ROTHGIESSER & DIESING A. G.
Berlin N 24.



9727





MANY BENNER Fec.

Die hl. Odilia

Eulab-Land Lothringers Heimat

12. Jahrg.

JULI 1932

7. Heft

Zur Geschichte der Odilienverehrung

Am 7. Juli 1841, jenem denkwürdigen Ehrentag der Reliquienerhebung der heiligen Odilia, erwähnte der damals einundachtzigjährige Rektor Oberle von Oberehnheim in seiner begeisterten Festpredigt, die fünf Viertelstunden dauerte, mit rührenden Worten, wie er im Jahre 1828 auf die Fürbitte der hl. Odilia von schwerer Krankheit genesen sei, nachdem seine lieben Oberehnhemer Pfarrkinder eine gemeinsame Wallfahrt für ihn zum Grab der Heiligen unternommen hatten, welche am 16. Mai 1828 stattgefunden hat. Es ist daher begreiflich und natürlich, dass Herr Abbé Oberle von jener Zeit an dankbaren Herzens noch mehr als früher für die Verehrung der heiligen Odilia eiferte und dass er besonders darnach trachtete, für die Pfarrkirche der Odilienstadt Oberehnheim jene Reliquien zu erlangen, die bekanntlich seit 1856 einen kostbaren Schatz der Pfarrkirche von Oberehnheim bilden. Was aber weniger bekannt sein dürfte, das sind die Schwierigkeiten, die Herr Oberle hierbei zu überwinden hatte.

Ein Brief des Chapelain Lhuillier, des damaligen Besitzers vom Odilienberg, lässt uns dieselben erraten. Dieses interessante, aus Oberles Nachlass stammende Schreiben lautet in deutscher Uebersetzung:

Sankt Odilien, den 6. März 1856.

Hochwürdigster Herr Rektor!

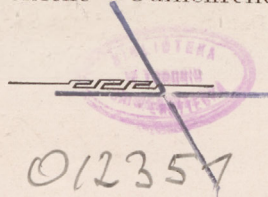
Letzten Donnerstag (3. März) gab ich, dem Antrieb meines Herzens folgend, mein Jawort zu der Bittschrift, die Sie an die Bischöfliche

Behörde richteten, um für Ihre Pfarrei eine Reliquie der hl. Odilia zu erhalten. Seither aber bestürmen so zahlreiche und wichtige Bedenken meinen Geist, dass ich mich derselben nicht erwehren kann. Wenn nämlich Oberehnheim in den Besitz einer Odilienreliquie gelangt, dann scheint mir die Zukunft der Wallfahrt zu ihrem Grab und die Zukunft des hl. Berges selbst äusserst gefährdet. Darum lässt mich Ihre grosse und lebendige Liebe zu diesem althehrwürdigen Ort die feste Hoffnung hegen, dass Sie auf Ihrem Wunsche nicht länger bestehen und Ihr Begehren rückgängig machen werden. Läge Oberehnheim fünfzig Stunden von hier, dann wäre ich selber der erste, um im Verein mit Ihnen zu verlangen, dass der Geburtsort der Heiligen eine Reliquie derselben besitze. So aber schreibt mir meine Pflicht ein ablehnendes Verhalten vor. Trotzdem gebe ich mich der süßen Hoffnung hin, dass Sie Ihre alte Liebe bewahren werden

Ihrem treu ergebenen, ehrfurchtsvollen Kinde
Lhuillier, chapelain.

Diese Zeilen waren wohl bittere Wermutstropfen in den Freudenkelch Oberles. Aber dieser begeisterte Odilienverehrer ruhte trotzdem nicht, bis er vom Bischof Lepappe de Trevern die Erlaubnis erlangt hatte, die durch Feuchtigkeit gefährdeten Reliquien zu erheben, und er selbst mit Lhuilliers Zustimmung den rechten Oberarm der Heiligen für seine Pfarrkirche erhielt. Gleichzeitig wurden auch die Wallfahrten von Scherweiler und Randegg in Baden mit Odilienreliquien bedacht.

O.



Niedermünster

Heilige Odilia !

Die du ehemals voll Erbarmen
Pflegtest hier die Not der Armen,
Milder Gaben Spenderin,
Dieses Klosters Stifterin,
Könnte doch in frommen Weisen
Würdig jetzt mein Lied dich preisen !

Heilige !

Nieder stiegst du jeden Morgen,
Für die Kranken selbst zu sorgen,
Von der steilen Bergeshöh' !
Labsal war schon deine Näh',
Ja, vor deinem milden Wesen
Mag der Kranke schier genesen.

Heilige !

Auf den steilen Felsenpfaden
Leitet dich der Gott der Gnaden !
Alt und schwach steigst du herab,
Felsen dienen dir als Stab,
Zu dem Mal von deinen Händen
Pilger noch sich gläubig wenden.

Heilige !

Noch den Enkeln bringst du Segen,
Treu nach deiner Vorschrift pflegen
Schwestern deine Armen hier,
Fromm wie du, der Menschheit Zier,
Und von frohem Dank durchdrungen,
Preisen laut dich tausend Zungen.

Heilige !

Auch das edelste Bestreben
Dauert nicht in diesem Leben !
Deine Stiftung ist zerstört,
Durch des Feuers Glut verheert ;
Trauernd sich die Mauern senken,
Doch du lebst im Angedenken.

Heilige !

Lang noch zeugen diese Wände
Von der Wahrheit der Legende,
Milder Gaben Spenderin !
Fromme Klosterstifterin !
Lang noch geht der Pilger beten
Auf dem Pfad, den du betreten,
Heilige Odilia !

Charlotte Engelhardt, geb. Schweighäuser



F. Lix

Odilienpilger in alter Zeit

Die Schützengesellschaft im alten Oberehnheim

Von O. Pisot



Wappen von Oberehnheim

Als durch die Zünfte in den rasch erstarken Städten des Mittelalters Handwerk und Gewerbe zur höchsten Blüte emporstiegen, bildeten sich nach ihrem Vorbilde in den mauerumgürteten Gemeinwesen die Schützengesellschaften oder Schützenbruderschaften. Zwangsläufig entstanden sie, um den so oft bedrohten Städten wirksamen Schutz für Haus und Herd, für Hab' und Gut zu bringen, nicht nur gegen die Horden gemeiner Plünderer, sondern auch in den stetigen Fehden und Händeln mit der machtenthronen, niedergehenden Ritterschaft. Kein Wunder, dass so manche Stadt unserer Elsassgaue von Schützenvereinigungen aus alter Zeit zu melden weiss.

Auch in Oberehnheim treffen wir solche erlöschende Erinnerungen. «Bei der Schiessmauer», ein «Schützenacker» sind Bezeichnungen von Flugeländen in der Nähe der alten Ringmauer; einige verrostete Doppelhaken und Handbüchsen nebst einer zinnernen Trinkkanne im städtischen Museum; ein Büttmännchen mit vier zierlichen Pokalen, als wertvolle Schmuckstücke in einer alteingesessenen Familie in hohen Ehren gehalten, und zu guter Letzt zerstreute Handschriften im Stadtarchiv bilden allein noch die spärlichen Ueberbleibsel der Jahrhunderte hindurch blühenden Schützengilde. An der Hand der verbliebenen Papiere und der in den Stadtrechnungen sich findenden Einträge wollen wir

versuchen, von unserer ehemaligen Schützengesellschaft ein Bild zu entwerfen.

Die Entstehung der Schützengesellschaft fällt sicherlich in den Anfang des 15. Jahrhunderts. Als Beleg führen wir einen Eintrag aus dem ehrwürdigen Stadtbuch an, wonach im Jahre 1446, am Montag nach dem Sonntag Cantate, Meister und Rat erkannt haben, dass den Schützen zum Unterhalt des Schützenrains jährlich 12 Schilling (50 Frs.) zur Steuer zu geben sind und nicht mehr. Und wenn die Schützen auf auswärtigen Schiessen eine Gabe gewinnen, so wird denselben bei ihrer Heimkunft noch halb soviel von «dieser allhiesigen stette» und sonst nicht mehr zur Steuer gegeben und verrechnet. Aus diesen Zeilen lässt sich erkennen, dass der hochlöbliche Rat die Schützen wohl unterstützen und aneifern möchte, während andererseits die Vermutung nahe liegt, dass die Schützen eine etwas höhere Zuwendung erhofften und erstrebten.

In Wirklichkeit erhalten die Schützen nach den Stadtrechnungen im Jahre 1448 schon 15 Schilling (62 Frs.) und 1480 nach des Rats Erkenntnis die Büchenschützen 4 Gulden (150 Frs.), die Armbrustschützen 5 Gulden (180 Frs.). Noch freigebiger ist der Rat 1488, wo dem Handbüchenschützen 8 Gulden (250 Frs.) und 6 Gulden (200 Frs.) den Armbrustschützen zuerkannt werden. Von weiteren, hochherzigen städtischen Unterstützungen werden wir noch hören.

Die Zahl der Mitglieder der Schützengilde mag ein halbes Hundert nicht überstiegen haben. Diese Annahme stützt sich auf folgende Angaben: 1480 erhalten 34 Schützen vom Rat die Erlaubnis, Hölzer zu Stegen auf dem Berge zu hauen, 1484 zogen 50 Schützen auf ein Schiessen nach Rosheim, und 1598 schenkt der Rat den Büchenschützen einen Geldbetrag zu 30 und den Bogenschützen zu 20 «Pahr hosen». Die Zahl ist nicht als gering anzusehen, wenn man bedenkt, dass die gesamte waffenfähige Mannschaft der Stadt in jenen Zeiten 600 Mann nicht überstieg.

Es geht aus allen Belegen hervor, dass die Schützengesellschaft eine selbständige und unabhängige Genossenschaft war, an deren Spitze ein Ober- und ein Unterschützenmeister standen, die jedes Jahr am Tage des Hl. Georg, dem Schutzheiligen der Schützen, von den «Gesellen» gewählt wurden. Ein ebenfalls zu wählender Rat, bestehend aus den zwei Schützenmeistern und 5 Schützen, bildete den Rat der Siebener. Den Siebenern lag vornehmlich die fachmännische Ueberwachung der Schiessübungen, des Schiessens «Recht und Brauch» und die



Photo V. Maulu

Alter Hof in Oberehnheim

Schlichtung der Streitigkeiten ob. Armbrust- und Büchsen-schützen waren in der Gesellschaft stets vereinigt. Wir finden hier die Tatsache erhärtet, dass die Erfindung des Schiesspulvers und die Einführung der Feuerwaffen das Bogenschiessen lange Zeit hindurch nicht zu verdrängen vermochte. Doch lässt sich nicht ermitteln, um welche Zeit die Armbrustschützen in Oberehnheim zu bestehen aufgehört haben. In einer Schützenrechnung vom Jahre 1689 spricht allerdings der Schützenmeister nur von der «büxenschützen Gesellschaft».

Die Gesellschaft besass persönliches Eigentum: das Schiessgelände (Langrain oder Schützenrain) mit den darauf befindlichen Gebäulichkeiten, Schiessstand, Schiesshütte, Zeughaus, Sommerhaus, Hausgeräte, Koch- und zinneres Wirtschaftsgeschirr. Wie aus einer Schützenrechnung von 1754 ersichtlich, wurde eigener Wein vom Schützengelände versteigert. Von sämtlichen Schützenreben ergab der Herbst von 1768 eine Einnahme von 47 livres (235 Frs.).

Die Stadt selbst wahrte sich, wie ja auch bei den Zünften, das Hoheits- und Aufsichtsrecht und unterstützte aus ihren Mitteln die Gesellschaft in jeglicher Weise. Lange Jahre hindurch erhält die Gilde einen bestimmten Zuschuss aus der Stadtkasse zum Unterhalt des

Schiessrains. 1479 arbeiten die Zimmerleute auf Stadtkosten 8 Tage an der Schiesshütte und dem Zeughaus; 5 Fahrten von Brettern werden kostenlos geliefert und 1481 noch 8 Fuhren an Sand und Stangen. 1486 gibt die Stadt 8 Ellen Stoff zu «schibenplachen» und überdies 6 Gulden (350 Frs.) zu den Gaben. 1489 stellt man den Schützen einen Schiessstand auf dem Berg zur Verfügung und noch 20 Ellen «Lunschtuch» zu Hosen. 1529 erhalten die Armbrustschützen an Hosentuch und Barchet für 11 Pfd. (620 Frs.) und die Büchsen-schützen für 14 Pfd. (770 Frs.). Im Jahre 1589 werden den Schützen 56 Pfd. Pulver und im folgenden Jahre sogar 86 Pfd. geliefert. Diese Vergünstigung entzieht jedoch der Rat recht bald wieder.

Wenn die Stadt der Gesellschaft gegenüber eine gewisse Freigebigkeit bewies, so konnte sie hierfür auf eine Gegenleistung der Schützen rechnen. Aus den noch vorhandenen Sturmordnungen der Stadt aus dem 16. Jahrhundert ersieht man, dass die Armbrust- und Büchsen-schützen mit der Verteidigung der wichtigsten Punkte der Befestigungswerke, vor allem der Tore und der Türme betraut und «beordert» wurden. Es ist klar, dass mit der fortschreitenden Zeit die Feuerwaffe immer mehr in den Vordergrund trat. 1666 kauft die Stadt auf einmal 200 Musketen zu 45 Pfd. (2250 Frs.), wozu noch ein alter Bestand an Musketen und Handbüchsen zu rechnen ist.

Wohl den besten Einblick in die Einrichtung der Schützengesellschaft bieten die Schützenordnungen. Solche sind aus den verschiedensten Städten bekannt und gleichen sich mit mehr oder wenigen Abweichungen in den Hauptpunkten. Wir besitzen aus dem Jahre 1604 eine «Ordnung der Büchsen Schützen am Lang Rhein (= Rain) Zue OberEhnheim von E. E. Rath daselbst gegeben». Wir geben die 56 Artikel, von denen manche im Original sehr langatmig lauten, zum leichteren Verständnis in etwas verkürzter Form und in heutiger Schriftsprache. Wir opfern nur ungern den Reiz der alten Sprachweise.

Mit Spielen.

1. Sobald die Scheiben aufgehängt sind, muss jedes Spiel (Karten-, Brett- und Würfelspiel) eingestellt werden, bei Strafe von 6 Pfg. (1 Fr.).
Wenn der Schützenmeister die Essenszeit anzeigt, ist das Spiel ebenfalls untersagt bei derselben Strafe.
Wer einen Stechschuss vor hat, soll bei gleicher Strafe kein Spiel beginnen.
2. Wer um die Hosen schießen will, der muss 6 Pfg. (1 Fr.) in Doppel (ein Betrag, der bezahlt werden muss, damit der Schütze um einen Preis schießen darf) legen. Die Beträge wer-

den verwendet, um auszuschliessende Gaben zu beschaffen.

Wer die meisten Treffer hat, gewinnt die beste Gabe.

3. Zum vollgültigen Schuss muss die Scheibe nicht nur getroffen, sondern durchschossen werden. Ausnahmen gelten nur, wenn ein Ast oder Nagel in der Scheibe das Geschoss aufgehalten hat.
Jeden guten Schuss muss sich der Schütze sofort an der Scheibe durch die Zeiger anzeichnen lassen.
4. Wer in demselben Jahr bereits die Hosen gewonnen hat, kann sie nicht ein zweites Mal erschiessen; er erhält die nächstfolgende Gabe. Die Hosen aber fallen dem zweitbesten Schützen zu. Derselbe ist verpflichtet, den Zeigern am nächsten Schiesstag die Scheiben aufhängen und die Irten (Mahlzeiten) auftragen zu helfen bei 6 Pfg. (1 Fr.) Strafe.
5. Der Schütze, der zum Schiessen antritt, aber seine Büchse nicht mit Pulver geladen oder den «Butz» vergessen hat, verliert seinen Schuss.
6. Wenn dem Schützen am Stand sein Schuss unversehens losgeht, so gilt sein Schuss als abgegeben.
7. Wem seine Büchse dreimal versagt, der soll denselben Schuss nicht schiessen und soll derselbe die Büchse aufgerichtet gegen den Himmel heben und nicht gegen die Gesellen, auf dass niemand damit beschädigt werde. Wer dies nicht tut, bessert 5 Schilling (10 Frs.).
8. Wem die Büchse zweimal versagt, der soll sie nicht «anderwärts» laden, sondern vollends ausschliessen. Versagt sie ihm dann zum dritten Mal, so soll er seinen Schuss getan haben.
9. Ein Streifschuss gilt als Fehlschuss. Will es der Schütze nicht gelten lassen, so muss er 2 Pfg. (0,50 Fr.) als Kosten der Besichtigung entrichten. Wird sein Schuss als richtig befunden, so werden ihm die 2 Pfg. wieder zurückerstattet.
10. Während des Schiessens oder Verstechens darf kein Schütze zu den Scheiben gehen ohne Erlaubnis des Meisters bei 6 Pfg. (1 Fr.) Strafe.
11. Nicht nur derjenige, der die Hosen gewinnt, sondern auch der Schütze, dem die zweite Gabe zufällt, ist verpflichtet, am folgenden Schiesstag den Zeigern beizustehen und die Irten auftragen zu helfen bei 2 Schilling (4 Frs.) Strafe.

Zwei Klötze.

13. Es soll niemand zwei Klötze in einem Schuss schiessen bei Verlust seines Schiesszeuges.
14. Wenn fremde und einheimische Schützen zugleich die meisten Schüsse haben, so sollen



Photo V. Maulu

Alter Hof in Oberehnheim

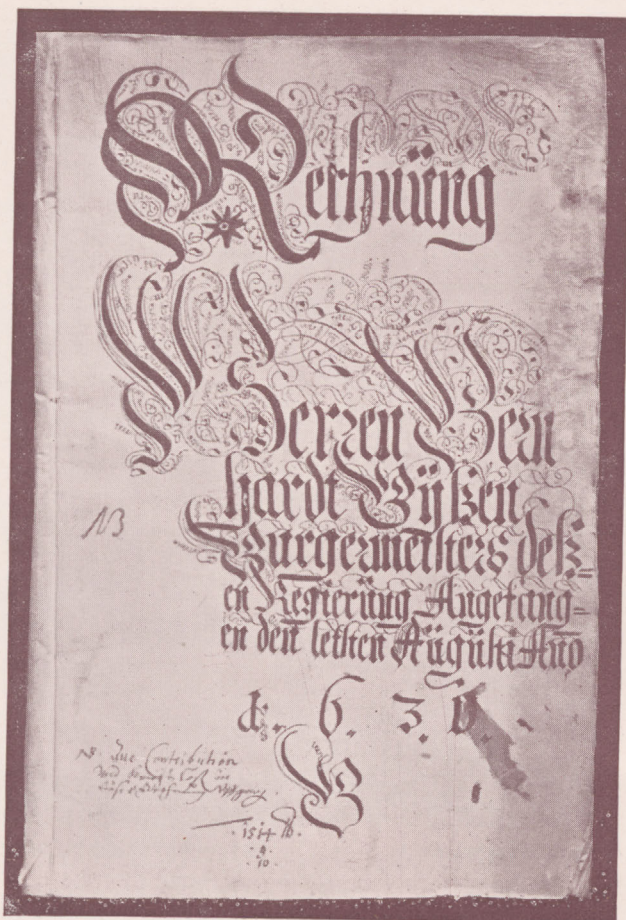
die fremden die Hosen nicht erhalten. Die einheimischen Schützen erhalten 2 Schilling aus der Büchse; die Hosen sollen Freihosen sein, die hierauf ausgeschossen werden.

Vom Verstechen.

15. Das Verstechen um die Hosen muss in der Scheibe geschehen, sowie um die anderen Gaben.
16. Unter die Schützen, welche die Stechscheibe fehlen, sollen die übrigbleibenden kleineren Gaben verteilt werden.
17. Jeder Schütze hat sich dem Entscheid der von den Meistern zu den Scheiben Verordneten zu unterwerfen, bei Strafe von 5 Schilling (10 Frs.).

Vom Doppel setzen.

18. Beim Herrenhosenschiessen wird um 12 Uhr das Stundenglas umgestellt und läuft bis 1 Uhr. In dieser Stunde muss das Doppelgeld entrichtet werden. Wer nicht «gedoppelt» hat, muss auf den ersten Schuss verzichten.
19. Das Einlegen des Doppelgeldes hat durch den Schützen persönlich zu erfolgen.
Wenn der Schreiber von Mittelspersonen das Doppelgeld annimmt, bessert er 5 Schilling (10 Frs.).



*Titelblatt einer Oberehnhaimer Stadtrechnung
Städtisches Archiv*

20. Wer einen anderen zum Lügen verleidet, wer flucht, freventlich schwört, wird nach Erkenntnis der Siebener bestraft. Ebenso sind Unbescheidenheit in Wort und Werk am Rain oder bei den Irten strafbar.
 21. Wenn der Schützenmeister Schweigen gebietet, so ist unverzüglich Folge zu leisten.
 22. Es soll keiner den anderen verachten, ver-spotten oder schimpfen, nicht mit Worten oder Werken beleidigen, hingegen Unwille, Zank und Zwietracht zu verhüten suchen, bei Strafe von 1 Schilling (2 Frs.).
- Wahl der Schützenmeister.
23. Jedes Jahr sollen zwei Schützenmeister gewählt werden, ein Ober- und Untermeister, und zwar so, dass jedesmal derjenige Obermeister werde, der im verflossenen Jahre das Amt des Untermeisters bekleidete. Nur wenn es sich gezeigt hätte, dass der Untermeister seines Amtes nicht fähig wäre, würde er durch einen anderen ersetzt werden können.
 24. Die neuerwählten Schützenmeister schwören einen Eid zu Gott vor den Herren und Sie-

benern, der Gesellschaft treulich zu dienen, das Vermögen gut zu verwalten und über Einnahmen und Ausgaben genau Rechnung zu erstatten mit Belegstücken.

25. Der Siebener-Rat setzt sich zusammen aus den zwei Schützenmeistern, dem alten ausscheidenden Schützenmeister und vier zu wählenden Schützen. Diese soll man nehmen von den vornehmsten und geschicktesten Schützen, die sich um des Schiessens Recht verstehen und der Gesellschaft am nützlichsten und ehrlichsten sind.
26. Der Schütze, von welchem bei der Wahl gesprochen wird, soll sofort abtreten, um die ungehinderte Aussprache zu ermöglichen.
27. Wenn die Schützenmeister über Angelegenheiten der Gesellschaft zu verhandeln haben, so mögen sie noch die fünf Siebener zu Rate ziehen und dann endgültig entscheiden, «doch In alle weg unserer Herren Meister und Rath Ihre Obrigkeit, freyheytt und Rechte vorbehalten.»
28. Niemals soll ein Schützenmeister allein entscheiden, es sei denn, der andere sei «siech» oder abwesend. In diesem Falle werde er durch einen Siebener ersetzt.
29. Der Obermeister soll niemals Gelder der Gesellschaft in Besitz haben, von denen der Untermeister nichts weiss. Das Barvermögen werde stets in einer Büchse verwahrt, zu welcher der Obermeister dem Untermeister die Schlüssel gibt.

Rechnung tun.

30. Wenn die neuen Schützenmeister gewählt sind, haben ihnen die «ausgehenden» Rechnung zu erstatten über das gesamte Vermögen und das Inventar des Schützenrains.
31. Die Schützenmeister sind gehalten, die Befolgung der Ordnung zu überwachen. Sofern sie ihre Pflicht nicht tun, müssen die Siebener einschreiten.

Ein eigen Geschoss haben.

32. Jeder Schütze, namentlich der um die Herrenhosen schiessen will, muss ein eigenes Geschoss mit Zubehör besitzen.

Musketenschiessen.

33. Beim Musketenschiessen sollen alle verbotenen Schloss und Vorteile abgeschafft und verboten sein; auch sollen die Luntenschraubt, ellenlang und nicht kürzer sein.

Etliche Wünsche.

34. Die Schützenmeister, Siebener und die dazu Verordneten sollen die Gaben nicht nach ihrem Gutdünken, sondern nach dem Schiessregister verteilen.

Zwei Nummern aus den Herrengaben und aus dem Zinn sollen vorweg genommen werden, um die Unkosten zu decken.

35. Beim Anschiesen und beim Endschießen sollen alle Schützen mit ausziehen bei Strafe von 2 Schilling (4 Frs.).
36. Wer sich den Artikeln der Schützenordnung und den verhängten Strafen nicht fügen will, wird dem Schuldvogt angezeigt werden.

Neben dieser Schützenordnung, die vielleicht schon Vorgänger hatte, liegt uns noch eine andere, etwas ältere und eigenartige vor. Sie ist bestimmt für *j u g e n d l i c h e S c h ü t z e n*, stammt aus dem Jahre 1546 und trägt den Titel: «*Ordnung der jungen armbrustschützen*». Es erhebt sich die Frage, ob solche Jungschützenvereine auch in anderen Städten bestanden haben. Es ist zweifellos, dass bereits Knaben und Jünglinge sich im Armbrustschießen betätigten. So wird berichtet, dass Karl V. als zwölfjähriger Knabe bei einem Preisschießen in Brüssel den Vogel von der Stange abgeschossen habe. Auch beteiligten sich junge Schützen an Preisschießen.

Die Ordnung für die jungen Schützen ist kurz und umfasst folgende zehn Artikel, die wir in getreuem Wortlaut anführen. Nach einer Einleitung, in der die Wahl eines Schützenmeisters gefordert wird, dem die Knaben Gehorsam in die Hand geloben sollen, verordnen die weisen Herren Bürgermeister und Rat :

«Zum ersten soll man allen sonntag zwolf schutz in ein zürckel schiessen, nemlich zu zwolf uren und nit ee (eher) anschiesen, und sechs schutz vor der oben urten (Mahlzeit) thun, demnach heim gen zu oben zeren und sopold die glock drey uren schlecht, die lezten sechs schutz tun, dessen soll ein jeder schütz allen sonntag 2 Pfennig (0,45 Fr.) in doppel legen; dorus soll man gaben machen.

Zum andern, wo frembden knaben kommen und mit inen umb die hern gaben schiessen würden, derselben soll einer ein schutz mehr haben dann ein heimscher in die herren gabe. Doch soll derselb auch 2 Pfennig in doppel setzen.

Zum dritten, so solle khein schütz auf den tag, so man umb die hern gabe schiessen würt, khein versuechschutz an dem rechten schiessrein thun. Welcher das verpricht, derselb soll denselben tag nit umb die guten gaben schiessen. Dergleichen, welchen ein boltz zerschossen würt, der soll kein andern bolz am rechten rein, sonder am versuech rein versuechen und schiessen.

Zum vierten, welcher umb die hern gabe schiessen will, der soll us seiner eignen und kein gelehneten zeug schiessen, bei verliering der gabe.

Zum fünften soll kheiner schiessen, der *u b e r d i e f ü n f t z e h n j o r* alt ist.



*Trinkkanne der Oberehzheimer
Schützengesellschaft vom Jahre 1761
Städtisches Museum*

Zum sechsten sollen sy, die knaben, nit umb die hern gaben schiessen, es seyen dann irer sechs, die dorumb schiessen und doppel legen.

Zum sibenden, welcher heut die hern und pest gab (beste gabe) gewinnt, derselb soll am andern sonntag darnach den schilt (Vereinszeichen) zetragen schuldig seyn, by der straf 2 Pfg.

Zum ächten, welcher schütz ein furtz oder reibsen lassen würde 6 schritt vom rein oder hütten, der pessert (= bezahlt) 2 Pfg. in die buchs.

Zum neunten, welcher frembder, der nit ein schütz ist, zu dem rein oder in die hütten gen würt, den soll man prütschen oder aber derselb 6 Pfg. dorfür zegeben schuldig sein, sonder sollen hinder der hütten ston pleibe und nit herfür gon.

Zum zehenden soll ein seil für (vor) den reihn gespannt werden und keiner dorüber geen dann die zwen, so die peltz (Bolzen) usziehen sollen und dorzu verordnet seint by der straf 2 Pfg., so oft es geschicht.

Es soll auch keiner furlaufen, es sey ein schütz oder frembder, bis man usgeschossen by der straf 2 Pfg. in die püchs.

Obgemelte artickel wollen unsere hern Meister und rath, das sy also durch die knaben gehalten werden. Wollen auch sy daby hanthaben, schützen und schirmen. Des wiss sich ein jeder, so nit schiest, darvor ze hueten und sy an dem rein ungeirret zelossen, by weiterer straf so ein ferrer (= weiteres) dorus begegnen mochte.»

Das im 9. Artikel erwähnte Wort pritschen ist als pritschen, d. h. schlagen, im Volksmunde bekannt und gebräuchlich. Bei den Preisschiessen war oft ein besonderer Pritschenmeister tätig, der mit seiner Pritsche die Ordnung bei den Spielen wahrte, der aber auch mit seinen klatschenden Schlägen ungeschickte Schützen bedachte und überhaupt als Possenreisser und Scherzmacher die Freischiessen belebte.

Nachdem wir durch die Schützenordnungen die Schützengesellschaft näher kennen gelernt haben, wenden wir uns den Preisschiessen und den damit verbundenen Festlichkeiten zu. Es ist ja allbekannt, wie die Preisschiessen tief eingriffen in das Volksleben damaliger Zeiten. Wir erinnern nur an das grosse Strassburger Wettschiessen und Volksfest vom Jahre 1576 und an Webers Oper «Der Freischütz». Wenn linde Maienlüfte wehen, wenn jugendfrisches Grün die Wasgenhöhen schmückt, dann treibt es den Schützen zu den Pfingstschüssen, zum Wettstreit auf sonniger Au. Dann schwirrt der Pfeil von der Armbrust klingender Sehne, dann schlägt durch die bunte Scheibe der Büchse Blei.

Auch Oberehnheims Schützen zogen aus zu auswärtigen Schiessen mit Armbrust und Büchse, mit sehnigem Arme und scharfem Auge, um ihre Meisterschaft zu beweisen. Zum erstenmal wird ein solcher Auszug erwähnt im Jahre 1450: «Den schützen, die gen Andela (Andlau) gingen auf das Schiessen, geben von der Rätthe geheisse 5 Schilling» (10 Frs.). In den folgenden Jahren können wir unsere Schützen finden fünfmal in Molsheim, 1467 in Hüttenheim, 1470 in Ingweiler und Endingen (Baden), in Rosheim, Kaysersberg, Strassburg (1489) und in Zabern (1478 und 1482). Viel Glück scheinen die Schützen im Jahre 1484 gehabt zu haben: «Als die schützen ob dreissig zu Rosheim uff ein schiessen waren, 5 Gaben gewinnen und ein bock mitbringen, wart ihnen geschenkt 1 om win.» Und: «Geschenkt unseren 11 schützen, als sie zu Molsheim two gaben gewinnen, zwen gulden» (15 Frs.). Etwas überhebend lautet der folgende Eintrag: «Geschenkt Sixt Kübler und Bischoff Michel 2 Gulden, als sie zu keyzersberg uf dem schiessen waren und eine gabe me gewonnen, den die von Sletstat.»

In der Regel erhielten die Schützen, die sich an einem auswärtigen Preisschiessen beteiligten, eine Geldunterstützung. Dies sehen wir aus einigen Fällen aus dem 16. Jahrhundert, 1538: «Als die Armbrustschützen, deren 4 gewesen, zu Rappolzheimer uff dem Hirtzschüssen gewesen, ist Inen uss erkenntnis meiner Herren geben worden jedem 1 Dukaten (25 Frs.)» 1545 ziehen die Armbrustschützen sogar gen Heidelberg, wieder 4 Mann hoch, und erhalten ebenfalls als Beisteuer 5 Schilling (6 Frs.) jeder. Leider können wir nicht melden, ob die kleine Reise zu Wagen, zu Pferd

oder gar zu Fuss zurückgelegt worden ist. Hingegen können wir berichten, dass zu dem grossen Strassburger Freischiessen, das vom 25. Mai bis zum 15. Juli 1576 auf dem Schützenrain vor dem Judentor stattfand, und an dem insgesamt 400 Schützen aus dem Elsass, aus Baden, aus Schwaben, Bayern und der Schweiz teilnahmen, die Oberehnheimer Gesellschaft durch 9 Schützen vertreten war. Der Chronist schreibt: «It. dry armbrust schützen uff das Strassburger schiessen verehrt 5 Pfd. (250 Frs.). It. sechs büchsen schützen uff gemeldt schiessen zur stür geben 10 Pfd. (500 Frs.).»

Die Oberehnheimer Schützen erschienen nicht nur auf fremden Wettschiessen, sondern sie veranstalteten selbst auch Preisschiessen und luden auswärtige Schützen ein. Auch hierzu sind Belege in reicher Anzahl vorhanden. Im August 1483 wird ein solches Schiessen abgehalten: «Geschenkt den Hakenbüchenschützen 2 om win uff sonntag vor Laurenzy (10. August), frömbden und einheimischen, als sy ein schiessen hatten. 2 Gulden (65 Frs.) durch die Rätthe gegeben.»

Als auf den Schwörtag 1485 ein Bernhardsweiler Wildschütz einen Bären erlegt hatte, wurde derselbe als Preis beim Schiessen gesetzt. Er fiel an die Oberehnheimer Schützen und trug ihnen eine Einladung zum Nachtimbiss der Räte auf der Herrenstube ein. In demselben Jahre fand ein grösseres Preisschiessen hier statt, zu dem sich 72 fremde Schützen einfanden. Der Ratsschreiber kündigt uns: «Als das Gesellenschiessen hier war vor Mathäus und man die fremden Armbrustschützen auf die Stube lud, wurden mit Räten und Knechten, 72 Mann, ein Imbiss geschenkt, damit übernommen 2 Pfd. 14 Schilling 9 Pfg. (150 Frs.).» Bei dieser Gelegenheit wurde vom Rat den fremden Hakenbüchenschützen 2 Ohmen Wein zu ihrem Willkommen geschenkt. Und als die Büchenschützen ihre Frauen luden, des Festes Glanz zu erhöhen, ward auch diesen 1 Ohmen Wein verehrt. Schon 1488 wird wiederum ein Gesellenschiessen gemeldet auf St. Othmar (16. November) und 1489 ein weiteres, sogar zweitägiges: «Als ein schiessen hie war, was uff Sonntag und montag nach Galli (16. Oktober, Jahrmarkt der Stadt) und man die frömbden armbrustschützen lut von allen stetten und In ein mal gab 2 Pfd. 9 Schilling 10 Pfg. (125 Frs.). Des weiteren sind zu nennen Wettschiessen von 1490, 1492 und 1552. Bei einem Schiessen im Jahre 1559 verehrt man den Büchenschützen von Strassburg, von Barr, von Börsch und den Armbrustschützen von Schlettstadt je einen Ohm Wein. Ebenso 1540, «als man um den Hammel geschossen», erhalten die Schützen von Rosheim, Börsch, Niederehnheim und Schlettstadt wieder je 1 Ohm Wein zum Geschenk.



*Büttchenmännle mit zugehörigen Pokalen
Eigentum der ehemaligen Oberehnheimer Schützengesellschaft*

Noch weitere Preisschiessen wären zu nennen, doch die angeführten mögen genügen. Sie zeigen mit den anderen allen, wie die Stadtobrigkeit durch ihre Anwesenheit die Bedeutung dieser Volksfeste erhöhte, wie auch die Familien daran innigen Anteil nahmen, wie reichlich die Gäste bewirtet wurden, wie die Frauen für die Fremden «Küchlein gebachen» und die Männer ihnen zu Ehren «meyen» aufgepflanzt haben. Es sei noch hervorgehoben, dass ein grosser Teil der Preise, der Gaben, besonders die Hosen, darum «Herrenhosen oder Stadthosen» genannt, von dem Rate bewilligt wurden. Welche Wichtigkeit dem Gewinn dieser Hosen beigemessen wurde, beleuchtet ein Posten in einer nicht datierten Schützenrechnung, die der Schreibweise nach sicherlich aus der Zeit vor dem Jahre 1520 herrührt. Der Schützenmeister schreibt: «It. do hanss mosser des Bürgermeisters seyn sohn die hossen gewonnen hatt, sind jedem im sommerhuss dohinden geben, weiss nitt wie fil, bins auch noch schuldig.»

Die Preisschiessen wurden durch Ausschreiben bekannt gegeben, durch welche zugleich die Einladung an die Gäste erging. Es sind

zwei solcher Ausschreiben erhalten geblieben. Das eine (161) rührt vom «Schützenmeister von Börsch und Messtaghalter daselbst». Es ladet die «löppliche Schützenbrüderschaft und andere liebe und gute freunde des Hl. Reichs freyer Statt Ober Ehnheim» zu einem Schiessen und anderen «redlichen Spiehlen» auf den St. Medardustag nach Börsch ein. Als Gaben werden «Ein Zimblicher oxen neben einem paar Hammel und fein ausgemachtem Zinn» dem geschickten Schützen in Aussicht gestellt.

Ausführlicher ist das zweite Schriftstück, das sich auch mit den Bedingungen des Wettschiessens befasst und somit eine Erweiterung der angeführten Schützenordnung darstellen kann. Johann Michel Drinkwasser, Bürger und Gastgeber zur Kronen in Mutzig, ladet mit Einwilligung des Erzherzogs Leopold Wilhelm von Oesterreich, Bischofs von Strassburg, zu einem «frei Gesellenschiessen mit Mussqueten und Ziehlrohren» nach Mutzig ein auf den 27. August 1651. Das Schiessen soll dienen «zu Erhalt und Vortpflanzung guter Correspondentz, Kurtzweyl und Nachbarschaft». Als erste und beste Gabe gilt ein Stier im Werte von 10 Reichstalern (300 Frs.),

das Tier selbst oder dessen Wert in bar ausbezahlt. Als Einsatz müssen 6 Batzen (8 Frs.) erlegt werden. Für jede andere Gabe, die ein Schütze gewinnen will, muss er um jeden Gulden 3 Kreuzer (1 Fr.) in Doppel bezahlen, um Schreiber und Zeiger zu entlohnen. «Es sollen geschehen 18 Schütz in Zwo hangende und schwebende Scheiben. Im freyen Veldt, deren Jede auf alle Ort ein Ellen und ein halb Viertel breit vom Nagel sein wird. Der Stand oder Weite soll sein anderthalb hundert Schritt.»

Das Schiessen beginnt um 12 Uhr auf dem Schiessstand in Mutzig. Zunächst werden die Siebener gewählt und zwar zwei von der Mutziger Gesellschaft und fünf von den Fremden. Es wird betont, dass jeder Musketenschütze auf gewöhnlichen Gabeln, der Schütze mit Zielrohren aber mit freien, schwebenden Armen und abgürteter Wehr schiessen soll, so wie des Schiessens Recht und Gewohnheit ist. Geschraubte und «vortheilige» Büchsen sind nicht zulässig, so wenig wie gezogene, gerissene oder Flinten ähnlicher Art. Wer diese Bedingung nicht beachtet, wird nicht zugelassen und geht seines Schiesszeuges verlustig. Ueber solche und andere ähnlichen Fragen entscheiden die Siebener endgültig.

Die Reihenfolge der Schützen bestimmt das Los. Wer im Stand ist, muss schiessen, ob es Feuer gibt oder ob der Schuss versagt. Wenn nach dreimaligem Versuch der Schuss nicht losgeht, so gilt er als getan und verloren.

Nach dem Stierschiessen ermöglicht die sogenannte Glücksscheibe, einen «hüpschen Hammel» zu gewinnen, gegen Erlegung von 10 Pfg (1.50 Fr.) für jeden Schuss. Wer die «mehrertheil Glück In der Scheiben trifft, soll den Hammel samt einem Fahnen gewonnen haben».

Das Schreiben schliesst mit der Bitte um den Besuch einer Abordnung der Oberehnheimer Schützen, stellt ihnen einen guten Empfang in Aussicht und hofft, dass das Schiessen «in guter Kurtzweil und fröhlichkeit» verlaufen werde.

Während man bei den Preisschiessen in Frankreich den «tir à l'oiseau», hier papegay, und in Deutschland das Vogelschiessen, dort Papagei genannt, kannte und pflegte, so findet man in unseren Urkunden keine Andeutung dafür, dass unsere Schützen auch den grünen Vogel abgeschossen haben. Ebenso wenig erfährt man etwas davon, dass der beste Schütze zum Schützenkönig erhoben wurde. Der Schützenkönig erfreute sich in vielen Gegenden mancherlei Ehren und Vorrechte, konnte sogar in Frankreich, wenn er drei aufeinanderfolgende Jahre hindurch das Königtum behauptete, in den erblichen Adelstand erhoben werden. Unsere Oberehnheimer Schützen schossen, wie wir erfahren haben, um Geldpreise, um Bären, Hirsche, Ochsen, Hämmel, Hosen, kunstvoll gearbeitete Zinngeräte, Trinkbecher,

Trinkkannen u. dergl. Soll man deshalb annehmen, dass sie nicht auch um Blumenkränze, Armbänder und Medaillen, um Königskette und Königtum ihren Pfeil oder ihre Kugel abgeschossen haben?

Ihre Blütezeit scheint die Schützengesellschaft unserer Stadt im 15. und 16. Jahrhundert gehabt zu haben, sie kämpfte sich aber auch durch schwierige Zeiten mutvoll durch. In den Stadtrechnungen des 17. Jahrhunderts, die an Umfang gegen früher nicht abnehmen, werden Vermerke über die Schützengesellschaft immer spärlicher, fehlen recht oft völlig. Ausgaben zu mildtätigen Zwecken scheinen im Vordergrund zu stehen: Reichliche Zuwendungen an das hiesige, 1626 erstandene Kapuzinerkloster; Unterstützung armer und presthafter Leute, mütterloser Kinder, «Abgebranter»; Gaben an Rompilger und an die aus den Türkenkriegen zurückkehrenden Soldaten; Zehrpennige für arme Studenten und arme Schulmeister sind häufig gebucht. Noch erhalten die Schützen nach der Stadtrechnung von 1660 und 1664 den Betrag von 11 Pfd. 10 Schilling (445 Frs.) zu den Stadthosen. Aus der Schützenrechnung von 1688 aber geht hervor, dass in dieser Zeit die Schützen einen Zuschuss von der Stadt nicht mehr erhalten. Ihre Jahresabschlussrechnung schliesst auch mit einem Fehlbetrag ab. Schon 1617 sah sich der Schützenmeister Philipp Pflieger gezwungen, bei einem Bürger, Bernhard Gyss, die Summe von 25 Pfd. (1250 Frs.) aufzunehmen «bei pfandbarer Verbindung des Schützeigentums». Er verpflichtet sich, die Summe in jährlichen Raten mit Zinsen von 5 Schilling für ein Pfund zurückzuzahlen.

Doch die Gesellschaft bleibt lebensfähig, was die noch erhaltenen acht Schützenrechnungen aus dem 18. Jahrhundert erhärten. 1759 werden an einem Tage 12 neue Schützen in die Gesellschaft, die sich jetzt Schützen-Compagnie nennt, aufgenommen. Sie bezahlen für ihr Schützenrecht 1 Schilling (5 Frs.), wohl nur zum finanziellen Ausgleich der Jahresrechnung. In Wirklichkeit schliessen die Rechnungen bis 1768 mit einem Einnahmeüberschuss ab, obschon jetzt die Stadt nur noch vier Hosen den Schützen zu bewilligen für gut findet. Für ihre Beteiligung an festlichen Anlässen erhält die Compagnie jedesmal ein Scherflein.

Zur Feier des Friedensschlusses am Ende des siebenjährigen Krieges (1763) finden wir die Schützenkompagnie am Freudenfeuer vor dem Schlettstadter Thor, eine dreimalige Salve abfeuernd. 1781 ist sie auf dem Selhof, wo die Geburt des Dauphin auch durch ein Freudenfeuer begangen wird und wo in die Hochrufe: «Vive le Roy, vive la Reine, vive Monsieur le Dauphin» die Salven der Schützen hineinknallen. Beim Empfang des letzten Oberland-

vogtes, des Grand-Bailly, Maréchal de Stainville de Choiseuil, am 19. Mai 1789, nimmt die «Compagnie des tireurs» mit wallender Fahne den Ehrenplatz bei der Spalierbildung am Schlettstadter- und am Niedertor ein.

Aber ihre Tage sind gezählt. Die beginnenden Unruhen und Umwälzungen ziehen ihre Kreise bis in die friedlichen Mauern unserer Stadt und erschüttern unsere Schützen. Als im Jahre 1790 in Oberehnheim eine Nationalgarde errichtet wurde, geriet die Schützencompagnie, auf ihre alten Traditionen und Vorrechte pochend, mit ihr in Konflikt. Doch hilft sie noch am Messtag in Bernhardsweiler durch ihre «Badrull» in diesem Dorfe die öffentliche Ruhe sichern. Dann muss sie vier «ausgebrauchte gemein silberne Becher veräussern wegen der grossen Unkosten, so die Compagnie zur Revolution gesteuert». Noch bucht man den kleinen Posten: «So dann an gogarten bezahlt 5 Schilling» (15 Frs.). Dann folgt der verhängnisvolle Eintrag: «Den 14 jully als die gart Nationale von OberEhnheim zur Confederation zu Strassburg sich begeben, in ihrer Rugkunfft mit allem auffzug die sambtliche Compagnie ihre Ställe niedergelegt, durch die sambtliche Compagnie, Mussicanden verzört worden 87 livres 9 Schilling (440 Frs.)». Die französische Nationalversammlung hatte bereits am 15. Juni 1790 einen Erlass angenommen, der die Auflösung der Schützenbrüderschaften (confréries) und ihre Eingliederung in die Nationalgarde forderte.

Der damalige Schützenmeister Joh. Philipp Rumpler sah nicht nur seine Gesellschaft untergehen, sondern er hatte auch noch ein Guthaben an sie von rund 675 livres (3375 Frs.). Er hat zusehen müssen, wie die Stadt die Grundstücke, das

Zinn und fast das sämtliche Eigentum der Schützencompagnie verkaufte, ohne diese Schuld zu begleichen. Er hat sofort und noch einmal in den ruhigeren Zeiten (1817) seine berechtigten Ansprüche durch ein eingehendes Schriftstück an den Rat geltend zu machen versucht. Sein Guthaben wird der Schützenmeister nicht mehr erhalten haben, doch kam das eingangs erwähnte Büttenmännchen mit vier Trinkbechern in den Besitz der Familie und dann durch Erbschaft an den heutigen Besitzer.

Das stämmige Männchen, aus gebräuntem Buchholz kunstvoll geschnitzt, fällt neben mancherlei Einzelheiten besonders durch seinen wohlgelungenen Gesichtsausdruck auf. Die «Hotte» lastet schwer auf ihm und lässt ihn leicht in die Knie sinken. Ein gutes Dutzend von Preismedaillen mit den Namen der Schützen aus den Jahren 1610 bis 1675 bildet einen Kranz um den Becher. Zwei kleinere, silbervergoldete Becher, meisterlich in Form und Arbeit, dienten wohl als Ehrenbecher für vornehme Gäste. Bedeutend grösser in ihren Ausmassen sind die beiden anderen Pokale. Sie tragen die Jahreszahl 1618 und weisen jeder in 15 Kreisformen die Namen und Familienwappenzeichen von Bürgermeistern, Schützenmeistern und ersten Schützen auf. Auf dem vergoldeten oberen Rande sind Szenen der Preisschiessen niedlich eingraviert. Darunter ein Vers, an dem wir weniger seine vollendete dichterische Form bewundern als vielmehr die weinfrohe Gedankenrichtung unserer alten Oberehnheimer wiederfinden, wenn es da heisst:

«Dise Personen Verehren dissen Becher
Einer Ehrsamen Gesellschaft der Schützen.
Der Becher Ist Vorhanden Schon,
Last Ihn Of Gsundheit Rummer Gon.»

Nun löst die Frucht sich leise

Nun löst die Frucht sich leise von den Halden,
Die schlaffer Stengel letzte Kraft genährt.
Erfüllung naht. Das Land liegt still verklärt.
In süsser Reife, wehmutsvoll verhalten.

In tiefer Ruhe wandeln dort Gestalten
Und mit Gebärden andachtsvoll beschwert.
Wie feierlich der Erntewagen fährt,
Wie leuchten tief die Augen dieses Alten!

Die Pappeln zittern selig und verzückt,
Den schlanken Leib in lichten Schein getaucht,
Und Mensch und Tiere schreiten tief beglückt.

Auf fahlen Fluren herbstlich Opfer raucht.
Die Dinge sind vertraut und nah gerückt
Und wie von Schleiern duftig überhaucht.

Georges Dub

Aus lothringischer Vergangenheit

Von P. Jacquemoth

Die Templer-Kapelle in Metz

Frei nach Erneste François: l'Oratoire des Templiers.

Heute klingt es wie Legende,
Dass es Tempelritter gab,
Die an des Jahrtausends Ende
Hüteten das keil'ge Grab.

Acht Jahrhunderte verflogen,
Seit dem Sarazen' zum Trutz
Dieser Orden ausgezogen
Zu der frommen Pilger Schutz.

Krieger — Mönche! Sie vertrauten
Auf der Metzger tapf're Art.
Drum sie hier ein Kloster bauten,
Das des Ordens Nachwuchs wahrte.

Ach! der Bau der Citadelle
Dieses Kloster bald verdrängt.
Heute steht noch die Kapelle,
In die Festung eingezwängt.

Selt'ner Bau. Im reinsten Stile
Mittelalterlicher Zeit.
Einzigartig; denn nicht viele
Dieser Art gibt's, weit und breit.

Achteck-förmig, eng im Raume.
Doch ein wahrer Edelstein. —
Führtest heut mich, wie im Traume
In vergang'ne Zeiten ein.

Die für Gott die Schwerter schwangen,
Euch, ihr Ritter, gilt mein Gruss.
Eng hält euch das Grab umfängen
Unter meinem flücht'gen Fuss.

So in ehrfurchtsvollem Schweigen
Denk' der Zeit ich, die einst war.
Und ich sehe Schatten steigen,
Leise schweben zum Altar.

In der düster-ernsten Halle
Seh ich Tote aufersteh'n.
Die hier ruhen, alle, alle
Zu der heil'gen Handlung gehn.

Wie im Heiligtum sie kreisen,
Von dem Mantel weiss umwallt,
In der Rüstung schwer von Eisen,
Doch kein lauter Schritt erschallt.

Still dann, unbeweglich sitzen
Sie gleich einem Bild von Stein.
Nur die roten Kreuze blitzen
In der Kerzen Flackerschein.

Seh' ich sie wohl nochmals schreiten?
— Plötzlich durch die Stille bricht's
Wie ein Ton unheil'ger Zeiten — —
Und mein Traum zerfließt in nichts.

Der Heringsfriebe

Der Hering ist ein guter Fisch,
Vorzüglich auf des Armen Tisch,
Zwar auch vom Tisch des Reichen
Braucht er nie ganz zu weichen.
Doch werden nicht genossen
Kopf, Graeten, Schwanz und Flossen.

Stadt Metz — die «Reiche» zubenannt —
War einst in heft'gem Kampf entbrannt.
Vier mächt'ge Herren; Trier und Bar,

Lothringen, Luxemburg sogar,
Die reckten arg verdrossen
Kopf, Nacken, Arm und Flossen.

Metz hat es ihnen angetan.
Solch' Reichtum steht nur Fürsten an.
Drum wollen sie nun eilen,
Sich in den Schatz zu teilen.
Sie rüsten kampfentschlossen,
Kopf, Graeten, Rumpf und Flossen.

Doch bald merken sie betrübt,
 Dass Metz recht stark und kampfgübt.
 Nicht nur mit Geld kann's protzen,
 Nein auch vier Herren trotzen.
 Die beugen bald verdrossen
 Den Kopf und auch die Flossen.

Des Kampfes müde, dort und hie,
 Um Frieden endlich bitten sie.
 Die Metzger, kann es anders sein,
 Gehn gern auf diesen Vorschlag ein.
 Den Feind sie ohne Schaden
 Nach Pont-à-Mousson laden.

Dort aber fehlt's an Nahrung sehr.
 Die Metzger freilich brachten her
 Von Heringen ein ganzes Fass —
 Bewarfen dann aus eitel Spass
 Die feindlichen Genossen
 Mit Graeten, Schwänz' und Flossen.

Der Herr von Bar meint: «Nun seid klug.
 «Wir hungern, Ihr habt Nahrung g'nug.
 «Wollt uns mit Hering laben,
 «So sollt Ihr Frieden haben.
 «Schenkt Bess'res uns Genossen
 «Als Graeten nur und Flossen!»

So kam der Friede denn zu stand ;
 Er ist als «Heringsfried'» bekannt.
 Dort aber, wo das Lager war,
 Da fand man noch nach manchem Jahr
 Wie Pilze aufgeschossen :
 Köpf', Graeten, Schwänz' und Flossen.

Im Jahre 1526 schloss die Stadt Metz nach längerem Krieg gegen die Herren von Bar, Trier, Luxemburg und den Herzog von Lothringen einen Frieden. Dieser wurde der Stadt Metz gewährt unter der Bedingung, dass die Stadt den hungernden Feinden ein Fass Hering stifte.



Lothringer Bäuerin

*Originalholzschnitt
 von A. Pellon*

Der Floh in der elsässischen Literatur

Von Alfred Pflieger

Gibt es das? Ist der Floh, dies eckelhafte kleine Biest, literaturfähig? Gewiss! Und wenn er es heute nicht mehr ist, so war er es doch einmal. Allerdings ist das Thema etwas kitschlich und eignet sich nach dem guten Ton der Gesellschaft nicht gut für Gesprächsspiele zarter Frauenzimmer. Aber die gibt es überhaupt nicht mehr im Zeitalter der Sportgirls und der studierenden Frauen. Zudem ist es ab und zu einmal gut, «die Mucken aus dem Kensterlin zu lassen und recht lustig zu sein», wie der Maursmünsterer Stadtschreiber Jakob Frey im Vorwort seiner «Gartengesellschaft» schrieb. Befolgen wir seinem Rat! Gehört doch auch unser Flohthema nicht zu dem von Voltaire verbotenen genre ennuyeux, das heisst zu den Dingen, die durch Langweile töten. Ebendenselben grossen Spötter waren unsere kleinen Tierchen höchst sympathisch, findet er doch etwas Göttliches in den Flöhen (Dialogues XXIV, 17). Fühlte sich der boshafte Kritiker, stets zum Kampfe gesattelt, zum Stiche bereit, mit den bissigen Flöhen wahlverwandt? So löste sich sein berüchtigtes Wort «Ecrasez l'infâme!» in das wohlgefällige «Knickt den Schufft!» auf. Dagegen warnt der deutsche Dichter Paul Heyse, den Floh sub specie aeterni, unter dem Gesichtswinkel des Ewigen, zu betrachten. Aber kein Ding auf Erden ist so klein und unbedeutend, dass es nicht auch seine wissenswerte Seite hätte. «Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, ist's interessant!» Das Goethewort gilt mit mehr als einem Scheine von Berechtigung von dem Floh, dem ältesten Haustier des Menschen.

Wenn ich vom Floh und seinen Beziehungen zum Elsass spreche, so geschieht dies nicht aus engbrüstigem Lokalpatriotismus heraus; denn ich weiss ganz gut, dass der leichtfüssige Springinsfeld der roten Internationale angehört. Nur hat er nirgends in Gottes weiter Welt eine solche Verherrlichung erfahren wie in unserer engern Heimat. Man darf füglich von einem goldenen Zeitalter des Flohes sprechen, das er in der elsässischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts erlebte: Mathias Holzwart, Johann Fischart und Wolfhart Spangenberg haben dem verachteten Tierlein unvergängliche Denkmäler gesetzt. Und das verwundert uns nicht in jener derben Zeit, wo Sankt Grobianus allgemein anerkannter Schutzpatron war. Dachte doch das vielverschriene Mittelalter in vielen Stücken freier als wir. Weit entfernt von unserer heutigen Scheinsittsamkeit, hatte es den

Floh noch nicht mit dem Dunstkreise des «unanständigen Seins» umgeben, im Gegenteil, es suchte sich von dem Drucke seiner Erden schwere zu befreien, indem es ihn mit dem befreienden Lachen des Humors in den Bereich der Kunst emporhob.

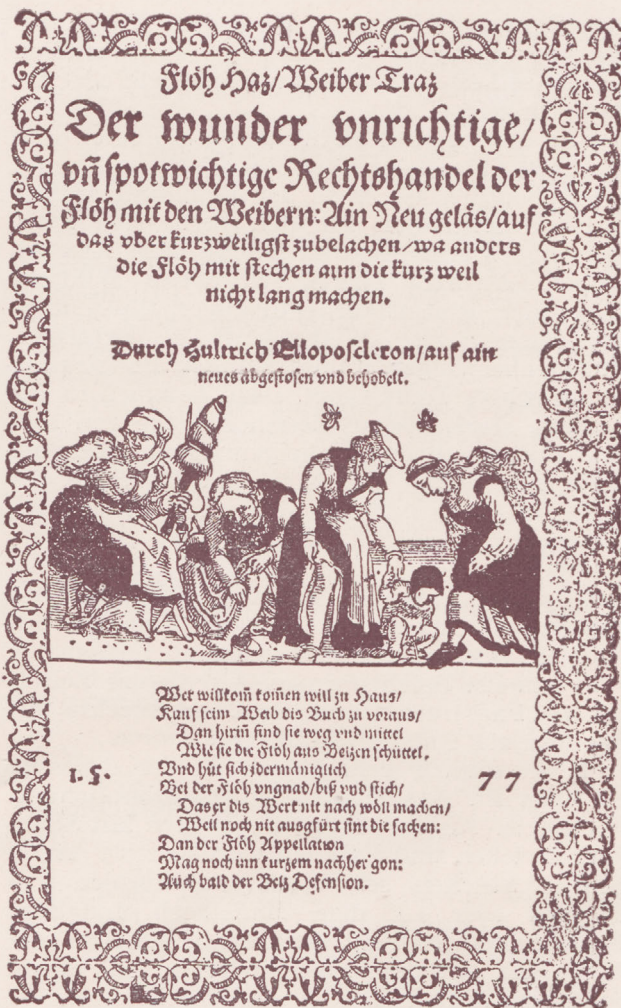
Der Floh war mit ein Hauptgegenstand des mittelalterlichen Witzes und ist es zum Teil bis heute geblieben. Die grössere Unreinlichkeit in Haus und Strasse brachte es mit sich, dass man sich mit dem kleinen Plagegeiste mehr, als lieb war, beschäftigen musste. Hoch und nieder litt gleichermaßen unter dem Ungeziefer wie König Pharao und die Aegypter unter der vierten Plage Moses'. «Katzen und Meuss, Flöch und Leuss, Angst und Sorgen wecken mich all Morgen», klagt um 1600 der edle, ehrenfeste Ritter Herr Jörg von Rosenberg. Diese weite Verbreitung, die keine Standesunterschiede kannte, trug zu einer ungewollten Volkstümlichkeit des hurtigen Springers bei und führte bei der täglichen Jagd nach dem Niederwild ungezwungen die drolligsten Bilder herbei, welche die Neigung des Elsässers zu Spott und Satire geradezu herausforderten. Dass dann das Flohthema auf Kosten der Frauen ausgebeutet wird, liegt auch in der Natur der Sache; nennt doch Fischart die Flöhe die geborenen Erbfeinde der Weiber.

Der Floh ist nicht erst literaturfähig geworden, seitdem ihn Goethe in der köstlichen Ballade des «Faust»: «Es war einmal ein König, der hatt' einen grossen Floh» verewigt hat. Das Stück ist nicht nagelneu, wie der Student Siebel meint, auch sein Grundgedanke nicht, der das rasche Aufkommen unbedeutender Menschen in der Sonne der Hofgunst geisseln will. Goethe ist nur ein Ausläufer einer langen Ueberlieferung, die in das frühe Mittelalter zurückreicht. Das Flohmotiv ist alt in der Geschichte der Dichtung. Hier näher darauf einzugehen, verbietet der Raummangel. Ich erwähne nur das am weitesten verbreitete lateinische Gedicht «Vom Floh» der Ofilius Sergianus, das lange dem römischen Dichter Ovid zugeschrieben wurde. Es gab den Anstoss zu zahlreichen Fabeln, Lobreden, Schwänken, Sinngedichten in lateinischer, griechischer, deutscher und französischer Sprache. Seit ein Floh der schönen und geistreichen Catherine des Roches aus Poitiers in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die breite Oeffentlichkeit beschäftigte, ertönten die Leiern der französischen Dichter vom Lobe des Flohes: Tout le Parnasse latin et français du royaume voulut glorifier la puce.

Nirgends aber erscheint der Floh als Held einer grösseren Dichtung, dazu wurde er erst im Elsass gestempelt, das von altersher ein fruchtbarer Nährboden für das Tierepos war. Es geschah dies in der Flohhatz, dem hohen Lied der Flohheit, die im Jahre 1573 unter dem Namen des bekannten Strassburger Dichters Johann Fischart erschien. Ihr Titel ist «Der wunder unrichtige und spottwichtige Rechts-handel der Flöhe mit den Weibern.» Das Gedicht zerteilt in zwei Teile, in der Flöhe Klage gegen die Frauen und deren Beschwerde gegen den Floh. Jeder ist eine Dichtung für sich. Wie nun die neuere Fischartforschung nachgewiesen hat, ist die Flohklage nicht geistiges Eigentum Fischarts, sondern ein Werkchen des Stadtschreibers von Rappoltsweiler, des Magisters Mathias Holzwart aus Horburg bei Colmar, das Fischart in der ersten Fassung fast unverändert übernimmt. Das entsprach seiner wenig schöpferischen Weise, das Gute zu nehmen, wo er es fand, und es mit dem üppig wuchernden Rankenwerk seiner kühnen Sprache zu umschlingen.

Raumangel verbietet es leider, auf die köstliche Dichtung Meister Holzwarts näher einzugehen. Der Inhalt des komischen Heiden-gedichts ist kurz folgender: Ein jämmerlich zerschundener Flohjungling klagt der Mücke sein Leid. Er ist immer ein zufriedener Floh gewesen und hat sich an unsaubern Stallmägden, Köchinnen und Kindermägden ein Genüge sein lassen, bis er eines Tages ein vornehmes Fräulein erblickt hat, durch dessen «weisse Haut das Blut durchschien wie rote Rosen durch Lilienkraut». Er muss ihr Blut trinken, die böse Begierde lässt ihn nimmer los. Umsonst warnt ihn sein erfahrener Flohvater vor der gefährlichen Beute und erzählt als abschreckendes Beispiel seine eigenen Jugendabenteuer auf der Fahrt nach der Flohstadt Pulikana. Der Junge lässt nicht nach, verleitet sogar noch Vater und Mutter und Verwandte, die schöne Jungfrau anzugreifen. Der Angriff gelingt, doch büssen dabei alle das Leben ein, nur er entrinnt halbtot dem Daumen und Zeigefinger der Schönen. Nun fleht er des Himmels Zorn auf die Flohmörderinnen hernieder, die das arme Flohgeschlecht ungerechterweise bis auf's Blut verfolgen.

Von jeher hat diese Flohklage als ein Meisterstück der rein erzählenden, komischen Dichtung gegolten. Mit viel Witz und nicht weniger Behagen wird der Faden der Handlung fortgesponnen, mit anschaulicher Lebendigkeit sind die oft etwas gewagten Situationen in volkstümlicher Sprache geschildert, die handelnden Personen werden kurz, doch treffend charakterisiert. Das ganze aber wird verklärt



Titelblatt der 2. Auflage von Joh. Fischarts Flohhatz

von dem milden Schein eines urwüchsigen Humors.

Dieses Werkchen greift Fischart auf und hängt ihm ein Gegenstück als zweiten Teil an: Die Verteidigung der Frauen gegen die Beschwerden der Flöhe. Auch dieser Teil ist nicht Fischarts Erfindung, er ist angeregt durch ein älteres französisches Gedicht, le procès des femmes et des puces (1544). Von einer Handlung ist keine Rede. In dem Rechtsstreit der Flöhe und der Frauen tritt der Dichter als Flohkanzler und als Fürsprecher, Notarius und Sekretarius der Weibern auf. Der Reihe nach nimmt er eine Anklage der Flöhe nach der andern vor und entkräftet sie durch immer neue Rechtsgründe zu Gunsten der Frauen. Nach Aufzählung aller Flohverbrechen fällt er den Urteilspruch: Die Flöhe sollen sich mit den Tieren begnügen, wagen sie sich jedoch an die Frauen, so haben sie ihr Leben verwirkt. Nur vier Stellen an der Frau sind ihnen freigegeben: die

lose Zunge, die grossen modischen Halskrausen, die sündhaften Beine beim Tanz, endlich der ganze Leib, wenn sie im Unterkleid oder im Bad sich zeigen.

Für die fehlende Handlung entschädigt aber Fischarts Sprache und der absonderliche Humor. Unererschöpflich ist er in der Erfindung immer neuer Scheltnamen für den verhassten Floh. Nur eine kleine Auswahl: Schwarze Knaben, kleine schwarze Teufel, schwarzes Wildpret, Blutzäpfer, Blutmelker, Blutsauger, Blutschröpfer, Kammerbären, Weiberwölfe, Kinderpfetzer, Mädchenbezwinger, Kammerjunker, Bettstrampler, unruhige Teufelsköpfe. Dazu kommen in der zweiten, stark überarbeiteten Auflage von 1577 eine Flut köstlicher Floheigennamen. Holzwart hatte nur zwei: Beisshart und Zwicksie. Es treten neu hinzu: Bohrtief, Buckelsprung, Habhintenacht, Hochblitz, Keckimschlaf, Leistrapp, Nimmeruh, Pfetzielind, Ropfflug, Schröpfsie, Senfimhemd, Springinsröckel, Wetzdenzahn, Zopfsieck, um nur die harmlosesten aus des Dichters reichem Namenregister zu nennen. Es sind zumeist Befehlsformen, wie sie das Zeitalter des Faustrechts und der Landsknechte mit Vorliebe zur Namenbildung verwendete.

Nicht minder erfinderisch ist der deutsche Rabelais im Ausdenken der ungewöhnlichsten Todesarten für das lästige Ungeziefer. Mit Stricken, Zwicken und Knicken werden viele zerrieben zu Stücken, sei es nun auf Stühlen und Tischen oder auf dem Marktkorb und dem Brunnenstein oder auf dem Teller bei Brot und Wein. Sie mit dem Fuss zertreten, mit einem Stuhlbein knitschen oder mit der Kinderwiege breitwalzen ist sicherer als ihnen die Zähne ausbrechen, den Rüssel abschneiden oder die Füsse ausreissen, es sei denn, dass man sie in einem Blumentopf oder Salzfass vergräbt. Ein beliebtes Mittel ist oft, sie im Wasserschaft oder im Weinglas oder im Milchtopf zu ersäufen. Sie können auch in heissem Wasser zu Flöhsuppen gesotten werden. Grausamer ist der Feuertod, dass sie in der Glut zerknallen, oder sie mit siedendem Unschlitt beträufeln, mit der Lichtputzschere sie an dem Lichte rösten oder gar ihnen die Gedärme aus dem Leib auf eine Nadel haspeln und ihr Herz an der Flamme braten. Ein Kinderspiel gegen diese Martern ist das umständliche Verfahren, sie an den Füssen wie Heringe zum Trocknen am Ofen aufzuhängen oder ihnen einen seidenen Faden durch die Nase zu ziehen und sie vor das Fenster an den Laden zu hängen. Darf es uns wundern, wenn da die Flöhe wie Fische mit Flohangeln, Flohgarnen und Flohnetzen oder wie reissende Tiere mit scharfen Fussesen gefangen werden? Der tollen Einbildungskraft des Dichters ist nichts unmöglich.

Und doch wohnt diesen scheinbar törichteren Ausführungen der Flöhhatz ein tieferer Sinn inne. Schon Holzwart wollte mit seinem Gedicht «schertzweiss was lehren, und den Haufen derer vermehren, die durch obgemelte Ding, wiewol sie scheinen sehr gering, oft etwas höhers han gemeint». Die Flöhhatz will also ein Lehrgedicht sein. Dieser lehrhafte Zug tritt bei Fischart viel deutlicher zutage. Warum werden die Flöhe verfolgt? Weil sie immer höher hinaus wollen. Aus dem Staube, in dem sie geboren sind, trachten sie nach dem Hund, vom Hund nach der Magd, von der Magd nach der Frau von Stande. In diesem Streben liegt Ueberhebung, die Strafe heischt. Die sozialen Gegensätze werden nicht ungestraft überschritten.

Wir glauben Fischart gerne, dass diese Arbeit «nicht genug hat gedruckt werden können». Wir glauben noch das dröhnende Gelächter der behäbigen Bürger und Handwerker zu hören, wenn in Stubengesellschaften und Zunftstuben vom Weiberkrieg mit den Flöhen die Rede war. Auflage erschien um Auflage, die letzte bekannte im Jahre 1610. Dieser Ausgabe sind zwei neue Gedichte hinzugefügt, das «Lob der Mucken» und «Des Flohes Strauss mit der Lauss». Uns beschäftigt nur das letzte. Lange ging es unter Fischarts Namen, der bei dem Erscheinen schon zwanzig Jahre tot war. Neuere Forschungen haben auch diesen Irrtum richtig gestellt und weisen die Urheberschaft einem andern Elsässer zu, der Fischarts Erbe in der komischen Tierdichtung antrat, dem Strassburger Magister Wolfhart Spagenberg. Das Gedicht steht künstlerisch weit hinter den vorigen zurück. Es knüpft unmittelbar an das Ende der Flohhatz an. Zu dem unglücklichen Floh kommt die Laus stolzert. Zwischen beiden erhebt sich ein Wettstreit, wer das edlere Tier sei. Mit vielen Gründen, die uns in ihrer Derbheit oft abstossen, beansprucht die ekelhafte Laus den Vorrang gegenüber dem kleinlauten Floh.

Damit ist die Glanzzeit der Flohliteratur im Elsass vorbei. Ausserhalb der Landesgrenzen hat Fischarts Werk noch einen seltsamen Schössling in einem lateinisch-niederdeutschen Gedichte getrieben, der Floia von 1593. Dieses Lehrgedicht von den Flöhen von Griffbald Knickknack aus Flohlanden schildert nur die Taten der Flöhe. Mit der Flöhhatz hat es ausser dem Gegenstand nichts gemein. Das Titelblatt des Münchener Exemplars allein weist auf einen bekannten Strassburger Stich hin. «Der Weiber Flöhenplag», der im 17. Jahrhundert bei Johann Tscherning auf S. Thomas Plan gedruckt wurde, und stellt Frauen dar, die sich am Tisch, am Spinnrocken, am Herde, im Schlafzimmer mit Flohfangen beschäftigen.

Wohl aber lebt das Flohmotiv im Volkslied

fort. Lange vor und nach Fischart wurde rhein-
auf, rheinab das alte Flohlied gesungen:

Die Weiber mit den Flöhen,
Die han ein steten Krieg,
Sie gäben aus gross Lehen,
Dass man sie all erschlög
Und liess ihr kein entrinnen.
Dass wär der Weiber brauch.
So hätten's Ruh beim Spinnen
Und in der Kirche auch.

An unsaubern Flohliedern, die des Flohes Be-
ziehungen zu den jungen Maidlein erotisch aus-
beuten, ist das deutsche Volkslied unserer
Tage nicht arm. In den gedruckten und unge-
druckten Sammlungen des Elsasses habe ich
jedoch wenig derartige Lieder gefunden.

In der Kunstdichtung begegnet uns seitdem
der Floh immer seltener. Der in Wilstätt bei
Strassburg geborene Dichter Hans Michael Mo-
scherosch (1601—1669), der die wunderlichen

Gesichte Philanders von Sittewald schrieb,
soll auch den Floh als rechtmässigen König
aller Tiere gelobt haben. Ich konnte das Werk-
chen hier nicht entdecken. Endlich hat der
fruchtbare, doch nüchterne Colmarer Poet Kon-
rad Pfeffel (1756—1809) zwei mattherzige Floh-
gedichte geschrieben. In «Damon und Egle»
vertritt der Menschenfreund auch den Flöhen
gegenüber den Grundsatz: Wer lebt, muss leben
lassen. In einem andern «Der Floh», das eine
freie Uebersetzung einer Fabel des griechischen
Fabeldichters Aesop ist, fleht der Floh ein altes
Weib um Gnade an.

Der Floh hat aufgehört, ein klassisches Tier
zu sein; die Flohliteratur des Elsass verläuft
im Sande. Andere Menschen, andere Zeiten! Der
Floh verfällt der allgemeinen Verachtung und
der literarischen Vergessenheit. Nur im Leben
des Volkes, im lebendigen Volksmunde nimmt
das kleine Tierchen noch wie vor einen breiten
Platz ein. Davon vielleicht ein andermal!

Chant héroïque dédié à Kléber par Rouget de Lisle

(1805)

Il végétait, homme obscur et vulgaire,
La Liberté le prenant par la main :
«Suis-moi, dit elle, et le Dieu de la guerre
Va nous frayer son immortel chemin.» —
A cette voix, son âme se révèle ;
Plus de pensers, de vœux irrésolus :
Son sein frémit d'une audace nouvelle :
La France compte un grand homme de plus.

Son œil de flamme et sa noble stature
L'ont signalé parmi tous ses égaux.
Leur choix l'appelle à sa gloire future.
Pour s'acquitter il en fait des héros.
Bientôt brillant d'ardeur, de renommée,
Comme un lion il s'élançait aux combats;
La mort qu'il brave accourt, et désarmée,
En murmurant, s'enfuit devant ses pas.

Le Rhin, la Sambre, et la Meuse et la Loire,
L'Aigle tremblant, les Léopards si fiers,
Cent fois l'ont vu couronné par la gloire,
Et plus terrible encore dans les revers.
Aux autres preux sa valeur réunie
Frappe d'effroi le farouche Osmanlis ;
Chef souverain, ce que peut son génie,
Vous l'attestez, champs d'Héliopolis.

Déjà ses lois à l'Égypte conquise
Rendaient la vie, et l'espoir et la paix.
Le fanatisme au poignard qu'il aiguise
A dévoué des jours pleins de bienfaits :
Le brave tombe. Aux paternels rivages,
Des bords du Nil sa chute retentit ;
La France pleure, et du sein des nuages
A sa douleur l'ombre auguste sourit.

O Liberté ! que tes élans sublimes
Ont enfanté de vertus, de héros !
Quel noble sang, qu'elles grandes victimes
Ont consacré ta cause et tes drapeaux !
Ton char en vain pour ma triste patrie
Semble un moment, et l'avenir dans sa course
Le siècle marche, et l'avenir nous crie : [arrêté ;
«Des Lois ! des Lois ! Liberté ! Liberté !»

(Copié sur le fac-simile de la pièce originale par l'immortel auteur de la Marseillaise.)

Elsässische Geschichten

Ausgewählt aus J. P. Hebels Schatzkästlein.

Im Jahre 1857 schrieb August Stöber: «Hebel ist nicht nur den Bewohnern jenseits des Rheins ein Lieblingsdichter; auch uns Elsässern ist er lieb und werth; seine Schwänke ergötzen bei uns alt und jung; seine Lieder und Idyllen, die ebenso reich an Sinn als melodisch in ihrer Form sind, werden wir stets mit neuem Entzücken lesen.» Auch heute ist uns dieser Dichter noch lieb und wert. Johann Peter Hebels Geburtsort ist Basel, Hausen im benachbarten badischen Wiesental ist sein Heimatsort, in Schwetzingen ist er am 26. September 1826 gestorben. Dieser alemanische Mundartdichter und Meister volkstümlicher Erzählungskunst war im Elsass von jeher populär, wo er schon zu Lebzeiten viele Freunde und Bekannte hatte. Die elsässischen Dichter G. Pfeffel, G. D. Arnold, Ehrenfried Stöber u. a. waren mit ihm herzlich befreundet. Im Mittelpunkt des Strassburger Freundeskreises standen die Familien Chr. H. Haufe, Daniel Schneegans und Daniel Weiler, durch deren Vermittlung Hebel Strassburger Künstler wie Benjamin Zix (Alemanische Gedichte, 5. Aufl.) und den Holzschneider Hegi (Rheinländischer Hausfreund) für sich gewonnen hat. Die köstlichen Geschichten, die wir nachstehend zum Abdruck bringen, hat Hebel mit erheblichen Unterbrechungen in den Jahren 1808--1819 im «Rheinländischen Hausfreund» veröffentlicht und nachher im «Schatzkästlein» vereinigt.

Der falsche Edelstein

In einem schönen Garten vor Strassburg vor dem Metzgerort, wo jedermann für sein Geld hineingehen und lustig und honett sein darf, sass ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude und sagt: «Herr, Ihr habt einen schönen Edelstein in Euerem Fingerring, dem wär' ich auch nicht Feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim, in dem Brustschildlein des Aharon?» Der wohlgekleidete Fremde sagte kurz und trocken: «Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem anderen Finger als an dem meinigen». Der Jude bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. Soll dieser Stein nicht echt sein? dachte er und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: «Was soll ich Euch betrügen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch». Der Jude bittet um Erlaubnis, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer der dabei sass, sagte: «Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag wert sein, was er will». Der Fremde sagte: «Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht echt».

In dem nämlichen Garten sass damals an

einem andern Tisch auch der Hausfreund mit Gevatterleuten und waren auch lustig und honett für ihr Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und einer davon ist ein Goldschmied, der's versteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angesetzt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. «Herr», sagte er, «soll dieses kein echter Edelstein sein? Kann der König Salomon einen schöneren in der Krone getragen haben?» Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: «Er glänzt wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe Euch neunzig Dublonen für den Ring. Was Ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist Euer Schmuhs.» Der Jude kehrte zu dem Fremden zurück. «Echt oder unecht, ich gebe Euch sechs Dublonen», und zählte sie auf den Tisch, funkelnagelneu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger und sagte jetzt: «Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, dass Ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut», und steckte die Hand in die Tasche, dass der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — «Acht Dublonen». — «Nein». — «Zehn Dublonen». «Nein». — «Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen». — «Meinetwegen», sagte endlich der Fremde, «wenn Ihr mir keine Ruhe lassen und mit Gewalt wollt betrogen sein. Aber ich sage es Euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe Euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruss haben. Der Ring ist Euer». Jetzt brachte der Jude voll Freude dem Gevattermann den Ring. «Morgen komm ich zu Euch und hole das Geld». Aber der Gevattermann, den noch niemand angeführt hat, machte ein paar grosse Augen. «Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer wert zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sankt Blasien in der Glashütte». Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jude mit ihm handelte und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den echten Ring vom Finger ab und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jude. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakete geritten



Titelbild des Rheinländischen Hausfreundes

wäre, zu dem Fremden zurück: «Au waih, au waih! Ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch». Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen: «Ich hab' ihn Euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist Euer. Hab' ich Euch ihn angeschwätzt, oder habt Ihr ihn mir abgeschwätzt?» Alle Anwesenden mussten gestehen: «Ja, er hat ihm den Stein für falsch verkauft und gesagt, der Ring ist Euer». Also musste der Jude den Ring behalten, und die Sache wurde nachher vertuscht.

Glimpf geht über Schimpf

Ein Jude aus dem Sundgau ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die mutwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: «Jud! Jud! Judenmauschel!». Der Jude dachte: «Was soll ich tun? Schimpf' ich wieder, schimpfen sie ärger, werf' ich einen, werfen mich zwanzig.» Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weissgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: «Judenmauschel!» einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: «Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulen lechen!» Jedes bekam einen Rappen, und so noch etlichemal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere und fingen fast an, den gutherzigen Juden liezugewinnen. Auf einmal aber sagte er: «Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr

geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel». Da wurden sie betrübt, sodass einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: «Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel». Der Jude sagte: «Ich muss mir's gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht». Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr, und von der Stund an liessen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Der Wolkenbruch in Türkheim

Ein guter Bekannter des Hausfreundes tat im Oktober einen Streifzug auf Wein in das Elsass. Wie er in Türkheim abends in das Wirtshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpplein und isst zwei Bratwürste, eine nach der andern. «Herr Präsident», sagte der gute Bekannte, «treff' ich Euch hier? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermutet». Der Präsident lächelte und sagte: «Es ist alles möglich». Die bleiben beisammen, diskutieren allerlei miteinander, trinken auch allerlei miteinander, gehn miteinander in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt sich zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuh — und eine Flasche voll Kirschenwasser und Glasscherben. «Herr Präsident, kommt mir zu Hilfe!» — «Was ist Euch

begegnet?» fragte der Präsident. — «Ich glaube der Himmel, der über dem Bett ist, sei eingefallen». Da lachte der Präsident und sagte: «Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis auf's Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Hab' ich Euch nicht gestern gesagt, es sei alles möglich?»

Der Rätseljude von Chalampé

Von Basel fuhren elf Personen in einem Schiffe den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Chalampé wollte, bekam die Erlaubnis, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführe und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur ein Zwölfkreuzerstück darin, denn das andere war ein messingener Knopf. Dessenungeachtet nahm er die Erlaubnis dankbar an. Denn er dachte: «Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich geworden.»

Im Anfange und vom Wirtshaus «Zum Kopt» weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel und mit seinem Zwerchsack an der Achsel, den er ja nicht ablegte, musste viel leiden, wie man's manchmal diesen Leuten macht und versündigt sich daran. Als sie aber schon weit an Hüningen und an der Schusterinsel vorbei waren und an Märkt und an dem Isteiner Klotz vorbei, wurde einer nach dem andern stille, und man gähnte und schaute den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfang: «Mausche,» fing er an, «weisst du nichts, dass uns die Zeit vergeht? Deine Väter müssen doch auch allerlei gedacht haben in der langen Wüste!» —

«Jetzt,» dachte der Jude, «ist es Zeit, das Schäfflein zu scheren» und er schlug vor, man solle sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubnis auch mithalten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Auftraggeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel.

So fragte z. B. der erste: «Wieviel weichge-sottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?» — Alle sagten, das sei nicht zu erraten, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jude sagte: «Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, isst das zweite nimmer nüchtern.» Der Zwölfer war gewonnen.

Der andere dachte, warte, Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Zwölfer nicht entgehen. «Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?» Der Jude sagte: «Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können.» Wieder ein Zwölfer.

Als der dritte sah, dass der Jude in der Bibel so gut beschlagen sei, fing er's auf eine andere Art an: «Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zur rechten Zeit fertig?» Der Jude sagte: «Der Seiler, wenn er fleissig ist.»

Der vierte: «Wer bekommt noch Geld dazu und lässt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiss macht?» Der Jude sagte: «Der Bleicher.»

Unterdessen näherte man sich einem Dorfe, und einer sagte: «Das ist Bamlach». Da fragte der fünfte: «In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?» Der Jude sagte: «Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage.»

Der sechste sagte: «Es sind zwei leibliche Brüder, und ist doch nur einer davon mein Vetter.» Der Jude sagte: «Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter.»

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragte der siebente: «Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?» Der Jude sagte: «Die kleinsten.»

Der achte fragt: «Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiss scheint?» Der Jude sagt: «Wo kein Schatten ist, muss er absteigen und zu Fuss gehen.»

Fragt der neunte: «Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muss er's angreifen, dass es ihn nicht an die Hand friert?» Der Jude sagt: «Er muss aus der Hand eine Faust machen.»

Fragt der zehnte: «Warum schlüpft der Küfer in die Fässer?» Der Jude sagt: «Wenn die Fässer Türen hätten, könnte er aufrecht hineingehen.»

Nun war noch der elfte übrig. Dieser fragte: «Wie können fünf Personen fünf Eier teilen, also dass jeder eins bekomme und doch eins in der Schüssel bleibe?» Der Jude sagte: «Der letzte muss die Schüssel samt dem Ei nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, solange er will.»

Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er, erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbübischer Freundlichkeit fragte er: «Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, also das in jeder Pfanne eine Forelle liege?» Das brachte



Die gute Mutter

Original-Holzschnitt aus dem Rheinländischen Hausfreund

abermal keiner heraus, und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Als aber die elfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Rätsel auch auflösen, wandte er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln und drehte die Augen. «Ich bin ein armer Jud,» sagte er endlich. Die andern sagten: «Was sollen diese Umschweife? Heraus mit dem Rätsel!» — «Nichts für ungut!» war die Antwort, dass ich gar ein armer Jüd bin » — Endlich nach vielem Zureden, dass er die Auflösung nur voraussagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfen heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war und sagte: «Dass ich's auch nicht weiss! Hier ist mein Zwölfer!»

Als das die andern hörten, machten sie zwar grosse Augen und meinten, so sei's nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeissen konnten und waren reiche und gute Leute und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Klein-Kembs bis nach Schallamp die Zeit verkürzt, so liessen sie es gelten,

und der Jude hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleissiger Schüler ausrechnen: Wieviel Gulden und Kreuzer hat er aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen messingenen Knopf hatte er schon. Elf Zwölfer hat er mit Erraten gewonnen, elf mit seinem eigenen Rätsel, einen hat er zurückbezahlt und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld entrichtet.

Die gute Mutter (1813)

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. «Er muss bei der Rheinarmee sein», sagte sie, «und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen», und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannistor in Basel heraus und an Rebhäusern vorbei in den Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Mütter sind, die Teilnahme und Hoffnung bedürfen, erzählte sie ihren Reisege-

fährten bald, was sie auf den Weg getrieben hätte. «Find' ich ihn in Colmar nicht, so geh' ich nach Strassburg, find' ich ihn in Strassburg nicht, so geh' ich nachher nach Mainz». Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: «Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?» Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wusste es nicht. «Wenn ich ihn nur finde», sagte sie, «so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn». Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsässerbergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine rauchten in den Dörfern, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Strasse standen partienweise mit dem Gewehr beim Fuss, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutierten miteinander und eine junge, weissgekleidete Person weiblichen Geschlechts und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau in dem Postwagen sagte: «Das ist auch keine gemeine Person, da sie so nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der, wo mit ihr redet, ist ihr Mann». Der geneigte Leser fängt bereits an, etwas zu merken, aber die Frau in dem Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit sass, und die Reisegefährten setzten sich auch noch, wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch so möglich. Auch meinte sie, jedermann denke es, dass es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, uns dass sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: «Kennt Ihr nicht

einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?» Der Diener sagt: «Das ist ja unser General, der im Lager steht, heute hat er bei uns zu Mittag gegessen», und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spass. Der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagte auch: «Ja, so heisst unser General», und auf ihre Frage antwortete er: «Ja, so alt kann er sein», und «ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer». Da konnte sie sich nicht mehr halten vor innerer Bewegung und sagte: «Es ist mein Sohn, den ich suche», und ihr ehrliches Gesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, dass sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: «Wenn das so ist, gute Frau, so lasst herzhaft Eure Bagage abladen auf dem Postwagen und erlaubt mir, dass ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Eurem Sohn in das Lager». Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: «das ist sie», da küssten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe und die Hoheit und die Demut schwammen ineinander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger, dass sie heute die Ihrigen fand, als darüber, dass sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirt zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, dass er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte und sein Glück sah; und der Hausfreund sagt: es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, dass es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und dass es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muss, ob es will oder nicht.

Sternsee-Idyllen

Von P. Steffen

Mein Vater war kein Bergkraxler. Aber er liebte es, regelmässig am Sonntag Nachmittag irgend ein Züglein zu nehmen, das ihn flugs mit der Familie in irgend ein nahes Bergtälchen hineinrug, um da in ein paar kurzen Wanderstunden quer durch die Vorhügel der Vogesen etwas jener würzigen Luft unseres Bergwaldes zu geniessen, dessen beruhigender Odem für ihn, zur Entspannung der müden Glieder jedenfalls mehr Wunder wirkte als irgend ein anderes Vergnügen.

Es mag mir die Liebe zur Natur von jeher im Blute gelegen haben; sicher aber ist, dass ich die Sonntage stets mit Ungeduld herbeisehnte, und der Vorgeschmack dieser kleinen reizenden Wanderungen hatte mir oft die Schulstunden der Woche vorher schon versüsst. Bei diesen kleinen Touren ist es aber auch geblieben. Hatte uns — gar selten einmal — ein besonders glücklicher Sonntag bereits am Morgen schon im Gebirge gesehen und uns dem Herzen der Vogesen etwas näher gebracht, dann träumte ich auf dem Heimwege gern von jenen stolzen Berggipfeln, die zu bewundern mir vorerst nur von ferne vergönnt war, deren Banne ich aber nach und nach immer mehr verfiel. Und wenn im Dämmerlichte des Abends ihre rötlich goldenen, scharfabgegrenzten Häupter noch einmal herüberleuchteten, da spürte ich umso stärker dies brennende Verlangen, über ihnen zu stehen und gleich ihnen im Gefühle jener geheimnisvollen, wohlthuenden Sättigung auf die kleine Welt herunterzuschauen.

Als der Krieg kam, blieben uns die Vogesen für etliche Jahre verschlossen. Die Kriegsfackel erlosch, aber die Sehnsucht nach den Bergen war mir geblieben. Als noch ein paar Jahre dahingegangen waren, gab es in unseren Hochvogesen wenige der ragenden Gipfel mehr, wenige der reizenden Täler, wenige der trotzig Burgen, wenige dieser tief versteckten Seen, die mein Fuss nicht berührt hätte. Besonders die letzteren hatten es mir angetan. Selten entwarf ich einen Ausflug, ohne dass ich einen dieser verträumten und doch in ihrem Wesen so unnahbar geheimnisvoll daliegenden Vogesenweiher miteinbezog.

Unter diesen ist der Sternsee zwar nicht der schönste, aber einer besonderen Bewandtnis halber derjenige, zu dem ich oft in Gedanken hineile, und in Gesellschaft fröhlicher Bergfreunde rufe ich gerne jene hübschen Erinnerungen wach, die mit meiner Jugend nach dem «Sternsee» verknüpft sind.

Das erste Mal war er das Ziel einer jener Schulausflüge, die mir besonders im Gedächtnis geblieben sind. Als der Sternsee auf dem Programme stand, da gab's eine ganze Woche hindurch jeden Tag eine Extrastunde zur theoretischen Erforschung der betreffenden Gebirgsgegend, und die Auffrischung der Legende vom ertrunkenen Knäblein, das den Irrlichtern der aus dem tückischen Wasser heraufblinkenden Sternlein folgen wollte, das hatte uns um den bevorstehenden Ausflug einen besonders neugier-erweckenden Zauber gewoben. Dazu begann just nach einer langen Regenzeit eine Periode des herrlichsten Wetters, die Tage wurden rosig schön, unsere Ungeduld riesig gross, und manch einer auf der Schulbank verpasste im Banne der Sternsee-Poesie die richtige Antwort.

Am Vorabend des so heiss herbeigewünschten Tages zogen allerorts im Gebirge kleine, weisse Wölkchen auf. Noch kurz vor Schulschluss setzte unser Schulmeister eine bedenkliche Miene auf und sagte Gewitter voraus. Als Bedingung für das Stelldichein am Bahnhof stellte er: «Wenn's in der Frühe nicht mehr regnet!», jenes bei Ausflügen so oft gehandhabte, aber leider so trügerische Ultimatum.

Nacht's brach's los. Es goss wie mit Kübeln, und im Lichte Hunderter von grellen Blitzen enthüllte sich meinem banger Auge ein Himmel voll schwerer, wildzerrissener Wolkenballen. — Der Morgen brach an. Um 5 Uhr bei leiser Dämmerung öffnete ich's Fenster. Es regnete nicht mehr. Damit war die Parole gegeben. Ein Stündchen später sassen wir, schon bedeutend besserer Stimmung, im Zuge. Der Himmel war mit einem dünnen Wolkendunst überzogen. Die durschimmernde Bläue des Firmaments täuschte uns über gewisse Befürchtungen des Schulmeisters hinweg. Wir berauschten uns dafür umso mehr an dem fernen, so wunderbar rötlich überhauchten, leicht verschleierten Kamme des Schwarzwaldes.

Als uns das St. Amariner Züglein tief unten zwischen den ersten Höhen hindurchführte, da roch sich die Bergluft schon etwas feuchter an. An den Hängen hafteten weisse Fetzen und mühten sich vergebens — wie die Mücken vom Honigpapier — von den Hängen des Hochwaldes loszukommen. Wesserling war unsere Endstation. Als wir das anmutige Städtchen umgangen hatten und gegen Mollau zu marschierten, da suchten unsere Blicke vergebens die Höhen zu erklimmen. Bis fast zur Talsohle hinunter verbarg

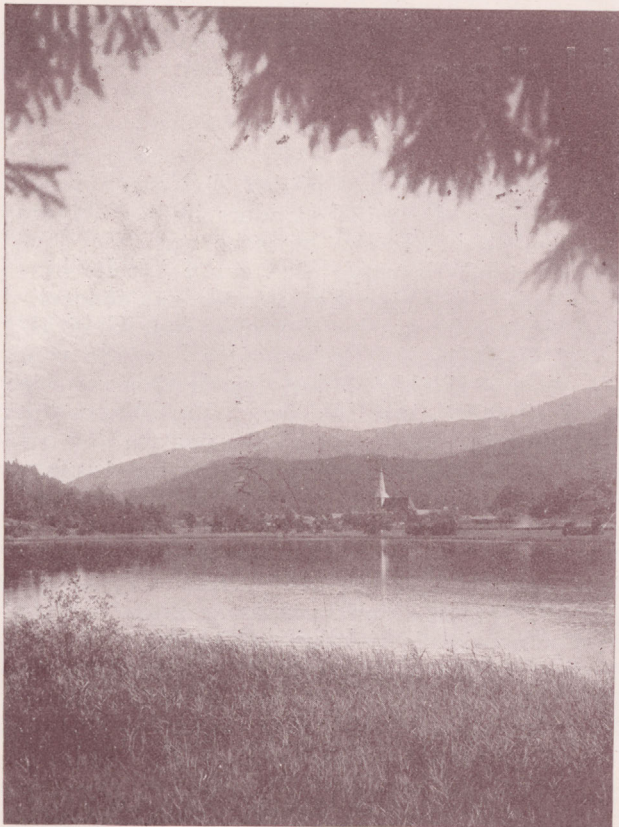


Photo A. Kössler

Sewen und Sewensee

sich alles in einem einzigen, grossen Nebelmeere, und manch vorübergehendes Bäuerlein mochte uns ein bedauerndes Lächeln nachgeschickt haben.

Jedoch in echt knabenhafter Sorglosigkeit verloren wir den Mut noch nicht. Mollau blieb hinter uns, und bald begannen wir hinter Storkensauen den Aufstieg. Kaum dass wir's recht merkten, waren wir in den Nebeln untergetaucht, und langsam, sachte, begann's auf uns herniederzurieseln. Langsam, aber immer fühlbarer, und ebenso langsam verstummten unsere frohen Stimmen. Wie doch anders als sonst blieb unsere kleine Schar geschlossen und trottete gehorsam hinter dem Schulmeister her. Als wir glücklich die erste Ferme erreichten, hatten unsere Kleider bereits Tausende von Tröpfchen eines hartnäckigen Bindfadenregens eingesogen. Aengstlich suchten wir die paar Worte des Melkers zu erhaschen, die unseren Lehrer nicht aufzumuntern schienen. Trotzdem wanderten wir weiter hinauf. Warum denn auch nicht? Sollte denn wahrhaftig dieser seit Wochen so viel gepriesene und dadurch so liebgewordene Tag schon dahin sein? Allerdings stiegen schon Zweifel in uns auf, was von der so kühn aufgebauten Sternseeromantik bei solchem Sauwetter

noch übrig bleiben mochte. Während wir noch einmal des gestrigen prachtvollen Sommertages gedachten und die Tücken des Schicksals erwünschten, ging der Regen stärker nieder, und wir erreichten pudelnass, wie aus dem Wasser gezogen, die Höhe des Grünwasentälchens. Mit einem Seufzer der Erleichterung erblickten wir da die Melkerei «Grüner Wasen», aus deren Kamin sachte und verheissungsvoll Rauchwölkchen hervorkrochen. Das verriet dort drinnen behagliche Wärme, und wenige Augenblicke später sassen wir barfuss, in Hemd und Hose, rings um den mächtigen Herd bei Milch und Bauernbrot und fanden gar bald wieder unsere gute Laune. Wir waren mittlerweile anderen Sinnes geworden. Wohl war der See nicht mehr so weit, noch etwa 150 Meter höher der Seesattel und zu dessen Füssen, da liegt er: Nur noch ein Katzensprung. Aber wir mochten noch so oft einen Blick durch's Fenster werfen, da draussen war's grau, wurde grauer, so abstossend grau, als hätten uns Nebel und Wolken zugedeckt, und der Anblick so vieler Nässe liess uns fröstelnd zusammenschauern. Umso wohliger fühlten wir uns hier geborgen und hatten das Empfinden, als könnten wir Ewigkeiten hier verweilen.

Noch ein paar Sätze und der Tag ist zu Ende erzählt. Wie zum Hohne hörte gegen Abend der Regen auf. Auf demselben Wege ging's zurück. Wir waren trocken und fühlten uns warm. Trotzdem blieb die Stimmung gedrückt. Was Wunder, alles war und blieb verpfuscht. Ein paar wehmütige Heimatslieder halfen den Missmut hinunterwürgen.

Als wir spät abends uns den heimatlichen Gefilden wieder näherten, da schweiften meine Gedanken alleweil noch zu dem uns verborgen gebliebenen Sternsee zurück. Meine Augen blickten unwillkürlich zum Fenster des Zuges hinaus: Da draussen begannen die ersten Sterne zu blinken; sie winkten aber nicht herauf aus der Tiefe des See's, sie winkten herunter. Wo waren die Nebel geblieben? Wo die Wolken? Die letzten verschwanden westwärts im ersten Dunkel einer heraufziehenden, sternenprächtigen Sommernacht. Tag's darauf stand die Sonne wieder in alter Herrlichkeit am Himmel, Das war mein erster Ausflug zum Sternsee. — — —

Wie anders war mein zweiter Ausflug dahin. Was jener an Romantik entbehrte, das holte dieser umso toller nach. Ich hatte die Zwanziger überschritten und fand mich in unseren Bergen bereits viel besser zurecht. Mehr und mehr behagten mir nur solche Gesellschaften, wo ich als Führer unumschränkte Macht genoss in Bezug auf Wohl und Marschprogramm unserer Wanderungen. Da gedachte ich eines Tages wieder des Sternsees. Flugs war das Programm zu einer schönen Tour entworfen: Sewen — Sewensee —

Alfeldsee — Welscher Belchen — Sternsee — Oberbruck. Am Vorabend des Ausflugs brachte mir einer meiner gewöhnlichen Wandergenossen ein halbes Dutzend mir nur so halb bekannter Herren und Dämchen auf die Bude, die unter allen möglichen Beteuerungen ihrer bergkraxlerischen Fähigkeiten ihre Teilnahme am Ausfluge erbat. Ich zählte: Im ganzen wären wir alsdann glücklich 12 Personen. Hm, hm! Zu viel Ballast hatte schon so manchen Genuss verdorben. Aber ich fügte mich.

Pünktlich in der Frühe vor 5 Uhr waren wir alle am Bahnhof versammelt, und geladen mit Humor und Frohsinn, hatte niemand auch nur den Schatten irgend einer bösen Ahnung. Jupiter Pluvius schien heute seine Schleusen da oben dicht halten zu wollen, und während unser Zug die Ebene durchraste, stieg die Sonne gülden auf. — Gegen 8 Uhr Ankunft in Sewen. Hier ging's zuerst zum Gottesdienst, und um 8.50 lenkten wir von der Kirchtür aus unsere Schritte dem oberen Ausgange des Dörfchens zu. Wer von den Lesern dies Tal kennt, der weiss, dass man bequem in einer Viertelstunde bereits auf der Höhe des Sewensees anlangt. Wir benötigten gerade dreimal soviel Zeit; und warum? Kaum ein paar Schritte hinterm Dorfe erinnerte sich solch ein Dämchen, heute noch nichts im Magen zu haben und drohte mit Schwächeanfällen. Ich presste meinen ersten Seufzer heraus. Hätte ich damals gedacht, dass mir just dies Mädlein später einmal etwas lieber werden würde, mein Rucksäckel wäre sicher im Nu auf gewesen. So liess ich's aber in der ersten Verärgerung hartnäckig zu und wartete, bis die Betreffende selbst ihren Hungerteufel verjagt hatte. — Das nächste Hindernis folgte auf der Stelle. 10 Minuten später endlich auf der Höhe des Sternsees. Dieser liegt bekanntlich mitten auf der Talsohle, auf flachem Gelände, ein nettes Stück seitlich weg von der Strasse. Ein Abstecher dahin lohnt sich nicht. Aber einige unter uns wollten absolut hierauf bestehen. Mit der grössten Mühe konnte ich sie nach ein paar Redegefechten, davon überzeugen, dass sie auf halbem Wege im Sumpfe stecken bleiben würden. Zögernd setzte sich meine Gesellschaft wieder in Marsch mit Gesickern, als sännen sie auf Sabotage. Im Innern war aber mein Urteil über diese Bergkraxler gefällt. Mein Zorn dämpfte sich etwas, als wir später durch den Wald marschierten, längs der hübschen Hohlenbachfälle. Schliesslich erreichten wir ohne weiteres Missgeschick den Alfeldsee, den grössten unserer Vogesenseen. Der Anblick dieses so malerisch gelegenen Weihers in seiner majestätischen Ruhe, inmitten einer überwältigenden, wilden Gebirgspartie verscheuchte in mir rasch die letzte Spur des ersten Missmutes. Ich zog die Karte hervor, und studierte den

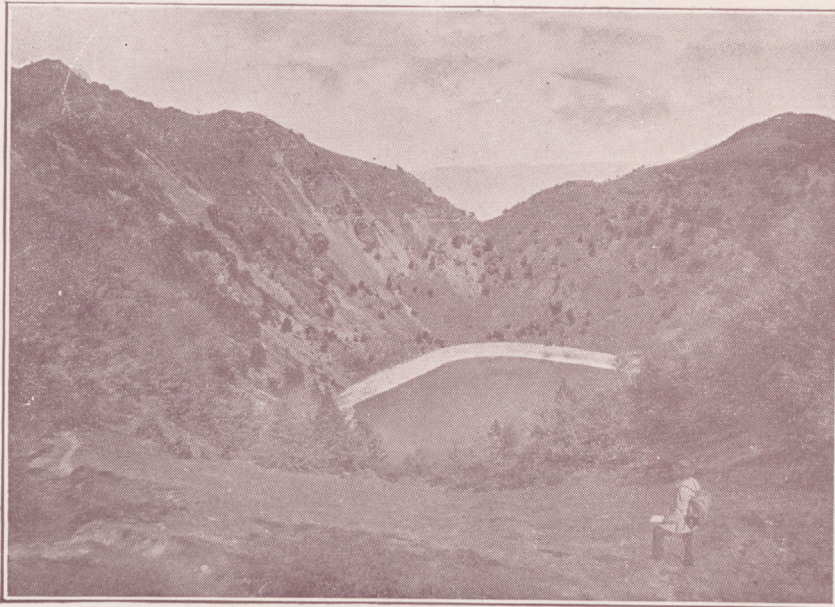


Photo V. Maulu

Kirche in Sewen

umliegenden Gipfel. Als ich mich nach einer Weile zu den Tischen und Bänken der nahen Wirtschaft zurückwandte, da — o Schreck — meine ganze Schar sass an reichgedeckter Tafel, die Rucksäcke von oben zu unterst gekehrt. Auf meine Frage, ob sie gedächten mit vollgepfropftem Magen besser den Welschen Belchen zu erklettern, da guckten sie nur über die Achseln hinweg den steilen, mächtigen Berghang hinauf, der da hinter dem See brüsk das reizende Täälchen abschloss, würgten beschwichtigend noch ein paar Bissen hinunter und packten langsam wieder ein. Hätte ich die ganze Korona nur schon da oben, dachte ich voller heimlicher Ungeduld. Mein Auge wandte sich unwillkürlich nördlich: dort, hinter ein paar weiteren Seitenkämmen liegt der Sternsee. Wann werden wir dort wohl landen?

Der Abmarsch vom Alfeldsee erfolgte mit einer Stunde Verspätung. Einige Vernünftige begannen einzusehen, dass zu einem siebenstündigen Ausfluge etwas mehr Energie erforderlich ist, besonders wenn derselbe die Ueberwindung des über 1200 m hohen Welschen Belchen vorsieht, dessen Besteigung in direkter Richtung vom Alfeldsee aus über «Boedele» alles andere



Der Sternsee

als bequem ist. Sie versprachen mit mir Schritt zu halten. Hinter dem See traten die Berge näher zusammen, um sich nach einer Viertelstunde wieder zu öffnen. Nach weiteren 10 Minuten erreichten wir die Alfeldhütte in wunderbarer Lage inmitten eines weiten Talkessels, einer wildromantischen, von schroffen, felsigen Bergspitzen eingeschlossenen Welt für sich. Je weiter es hinaufging, desto steiler und beschwerlicher wurde der Weg. Der Reiz der malerischen Landschaft half uns jedoch die Mühen des Aufstiegs etwas überwinden und vergessen. Bis «Boedele» ging's noch an. Hübsch standen wir da oben beieinander und genossen den köstlichen Blick in's Tal. Aber die Ueberwindung der letzten und schwersten Etappe stand uns noch bevor. Kaum waren wir auf einer Höhe von ungefähr 900 Meter. Noch sahen wir den Gipfel nicht, der 550 Meter über uns thronte. Von «Boedele» bis dort hinauf sah mein Programm eine Stunde vor. Der Pfad stieg jäh auf, war steinig und lief stellenweise durch dichtes Buschholz. Die Rucksäcke drückten schwer. Viel schwerer und unbarmherziger aber drückten die glühenden Strahlen der grellblendenden Mittagssonne. Ursprünglich hätten wir um 12,30 Uhr oben sein sollen. 1,30 Uhr musste es aber werden, da wir bereits drunten im Tale bis zum Alfeldsee eine Stunde vertrödelt hatten. Dass uns die letzte Etappe noch eine weitere Stunde Verspätung einbrachte, was vermochte ich daran zu ändern? Ich konnte mich vielleicht kaum mehr über schlechten Willen seitens meiner Ausflügler beklagen. Es ging eben nicht. Die einen wären wohl leichter hinaufgekraxelt, die andern mühten sich und schwitz-

ten, dass Gott erbarm. Und als sich endlich der bezwungene Berg vor uns neigte und mehr und mehr dem weiten Firmamente Raum bot, als endlich jenseits des Kammes das anmutige, breite Tal der Mosel sich unserem entzückten Auge erschloss, als wir endlich stillen standen angesichts des prächtigen Reiterstandbildes der «Jungfrau von Orléans», da zeigte meine Uhr «Halb drei». Laut meinem Programm hätten wir uns just um diese Zeit zum Abmarsch vom Welschen Belchen rüsten sollen.

Statt zwei Stunden Rast gab's eben nur eine. Davon sagte ich aber einstweilen nichts, um nicht allen den Genuss einer wohlverdienten Ruhe im Voraus zu verderben. Eine leichte Brise fächelte über den Gipfel

hinweg und verwehte etwas die zittrigen Glutwellen der Mittagshitze. Ein ermüdender, anstrengender Aufstieg im Sonnenbrande hat vielfach zur Folge, dass in den ersten Augenblicken der Rast der Appetit ertötet erscheint. Es genügen jedoch ein paar Tropfen, um den Durst zu löschen, und wenige Minuten darauf nagt der Hunger. Unter dem Einflusse dieser Gefühle hatten etliche unter uns kein Verständnis mehr für die Schönheit des grandiosen, erhabenen Panoramas, das der Elsässer Belchen bietet. So gedachten wir denn, dies später beim Aufbruche, bei einem kleinen Rundgang um den Gipfel nachzuholen. Eine Stunde war schnell vorüber, und ich mahnte zum Abmarsch. Ich sah es ihnen an. Manch einer unserer neuen Gäste hätte zu gerne Streikparole gegeben. Aber die andere Hälfte, die mit mir durch unsere früheren Ausflüge schon besser vertraut war, wurde zum Retter in der Not, zur moralischen, ermunternden Stütze der Anfänger. (Nicht für lange.) Die Lebensgeister begannen wieder zu erwachen, als ich ihnen zu meiner eigenen Freude und Ueerraschung da drüben die im Sonnenlichte glitzern den Eisspitzen der Alpen zeigen konnte. Solchen Ausblick gabs nicht alle Tage. In der wunderbarsten Schattierung dehnten sich vor unseren Augen die Hochvogesen aus bis hinunter zum Hohnneck über den Drumont, den Rainkopf, den trotzig Pic des Rotenbacher's. Rechts von uns, schwer und mächtig, dominierte die Kuppe des Grossen Belchens. Ich suchte und fand die Obere Bers. Dort hinweisend, erklärte ich allen die Lage des Sternsees. Etliche unserer Evastöchter taten einen hörbar keuchenden Atemzug, als wäre es



Partie am Alfeldsee

zentnerschwer auf sie herniedergefallen. Dann ging's bergab.

Der Weg war felsig, zickzackig, höchst uneben, kaum geeignet für müde Füßchen und Beine, die in den Knien schon bedenklich zu wackeln anfangen. Das war kein kräftiges Ausschreiten mehr. Die ganze Meute blieb immer mehr hinten hocken (Pardon) und schien sich zu ergötzen an einem Schlendriantempo mit ewigen Rutschpartien, mit Hinpurzeln, mit Blümchenzupfen und anderen botanischen Studien, schien alle Gelegenheiten wahrzunehmen zu einer ungewollten, aber doch willkommenen, passiven Resistenz. Ein-, zwei-, dreimal blieb ich immer wieder stehen, wartend bis alle wieder nachgekommen waren. Ich redete zu, ich munterte auf, ich bettelte, ich zwang mich zur Geduld. Es fruchtete herzlich wenig. Ich begann nervös und kitzlig zu werden. Schliesslich riss ich ihnen aus und liess sie allein hinten nach pendeln, hoffend, dass sie in Unkenntnis des Weges sich durch dieses Manöver eher aufrappeln lassen würden. Vergebens. Wem wäre unter diesen Umständen nicht die Galle übergelaufen! Verzweifelt zog ich die Uhr. Wir befanden uns kaum auf halbem Wege zwischen dem Welschen Belchen und der Oberen Bers. Vor mir lag etwas abseits vom Kamme die Melkerei Neuberg. Es war gerade halb fünf Uhr und noch gut eine Stunde Marsch bis zum Sternsee. Unter den günstigsten Voraussetzungen verblieben uns dortselbst kaum noch einige Minuten zu einer kleinen Rast, um noch rechtzeitig den Zug ab Oberbruck zu erreichen.

Sollte ich den Sternsee vom Programm streichen und von hier aus einen direkten Pfad nach dem Tale suchen? Nein, tausendmal nein! Ich setzte mich auf ein Felsstück, stiess zornvoll den Stock ins Moos und wartete, bis die Gesellschaft herankam. «Wollt Ihr in den Bergen übernachten?» Lange Gesichter. Ich weiss nicht mehr was ich hervorsprudelte, aber ich erinnere mich nur noch der verängstigten Mienen der Mädels und der kritischen Bemerkungen der Burschen über «Parforcetour» und «Kilometerfresserei». Trotzdem sprach ich einen Verzicht auf den Sternsee nicht aus. In beeinträchtiger Laune ging's etwas schneller vorwärts. Mit raschen Schritten gab ich das Tempo an. Umsonst, nach einer Viertelstunde war ich schon halb davon überzeugt, dass der Tag nicht mehr unter normalen Umständen enden würde. Der Pfad wurde eben und bequemer, das Gelände war baumlos. So konnte ich die ganze Korona ziemlich im Auge behalten, trotzdem ich sie bald auf's neue etliche hundert Meter distanziert hatte. Ich zog den Fahrplan hervor. Ich visierte den letzten Zug von Oberbruck weg. Der war auf alle Fälle noch zu erreichen. Aber in Lutterbach gab's nur eine Minute Zeit um zum Colmarer Zug hinüberzuspringen. Wenn der Talzug nur ein paar Minuten Verspätung hätte? Was dann? Ab Mülhausen noch ein Schnellzug nach Mitternacht?!!! Ich dachte nicht mehr weiter, stiess in mein Melkerhorn, das ich immer bei mir führte, ein kleines Trompetchen mit hellem, weitklingendem Ton, und schritt noch rüstiger aus. Ich befand mich nun auf der Höhe des

Köhlerkopfes. Da vorn begann wieder der Wald. Ich blickte noch einmal nach Süden zurück. Dort thronte die markante Gestalt des Elsässer Belchens. Ich blickte noch einmal hinab ins Sewental, dort unten glitzerte der Spiegel des Alfeldsees und seine weisse Staumauer, blendete scharf herauf. Ich blickte gen Himmel. Da oben stand ein kleines, festgeballtes Wölkchen, schneeweiss, mit blendenden, scharfen Rändern. Ringsum war der Himmel wunderbar blau. Kaum dass ein Windhauch über den Kamm hinstrich. Wo kam dies Wölkchen her? Nicht von Norden, nicht von Süden, nicht von Westen, und doch war's da. Komisch, am Lauchensee — 's waren kaum ein paar Wochen her — da hatte ich doch auch einmal so ein Wölkchen auftauchen sehen, dann ein zweites, und knapp eine Stunde hernach war ein Gewitter herniedergedonnert. Gott behüte uns, das könnte ja heute noch amüsant werden. «Hallo», rufe ich zurück, vielleicht weniger um gehört zu werden, als um meinem gepressten Herzen etwas Luft zu machen. Mein gieriges Auge tat nochmals eine Runde und sog bewundernd das prächtige, scharf gezeichnete Panorama ein; dann schwang ich den Stock und war bald zwischen den Bäumen untergetaucht. Nach einer Weile betrat ich eine Lichtung. Da oben stand nun eine Wolke; sie war dunkler geworden. Weiter nördlich schwoh eine zweite an. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf am Rande des Weges und gedachte, meine Schutzbefohlenen zu erwarten. — Ich wartete vergebens. Ich blies in mein Horn, ein-, zweimal — kein Laut gab Antwort. Ich wartete weiter. — Niemand kam. So gross konnte mein Vorsprung doch nicht gewesen sein. — In meinem Innern wurde es düster. — Ich erhob mich und schritt langsam denselben Weg zurück. Aber die Unrast liess mich unbewusst schneller laufen. Ich trat aus dem Walde wieder heraus. Ueber allem lag eine bleischwere Stille. Kein Mensch. — Ein grosser Schatten kroch langsam den Hang herauf. Der Schatten der Wolke. Hinter ihr begann sich die Sonne zu verbergen. Ich schaute hinauf: Da oben türmte sich's schwer auf. Ein rascher Funke schoss von irgendwo im Zickzack herüber. Da, über mir knatterte es zuerst unheimlich verhalten, dann aber plötzlich erschütterte ein mächtiger Donner die Luft. Ein tausendfaches Echo aus dem Tale warf den Schall wieder herauf. Und während der Donner langsam verhallte, begann's im Walde zu rauschen. Pfeilgeschwindigkeit fauchte der erste Windstoss daher und schnitt sich pfeifend an meinen Wangen. Mir däunte, als hätte die Natur geschlafen und wäre nun plötzlich in verjüngter Kraft erwacht. Halb betäubt stand ich einen Moment ratlos. Wo waren meine Genossen und Genossinnen hingekommen? Suchend überflog mein Blick den Weg. Da rechts schien ein Pfädchen

in den Wald hinunterzuführen. Kurz überlegend stürmte ich bergab und landete im — Gestrüpp. Aber sieh!!! Was schimmerte von da unten herauf, halb von den Wipfeln der Bäume verdeckt? — Die Neuweierer Seen. — Ich überschaute den soeben zurückgelegten Weg. Diese Seen hatte man von oben vielleicht auch schon sehen können. Mir dämmerte eine Ahnung. Hätten die Schlaun gar geglaubt hier den Sternsee entdeckt zu haben? Ich liess mein Trompetchen erklingen, so stark und so lange, als es meine Puste erlaubte, und lauschte, — lauschte, — horch — ein Blitz! — ein Schlag! — Wieder donnerte es hundertfach von den Berghängen zurück — aber ich stiess einen tollen Jauchzer hervor. Von da unten waren ganz deutlich rufende Stimmen heraufgedrungen. — Wiedergefunden! — Aber gleich war's mir wieder wehmütig ums Herz. Ich warf einen Blick hinüber zum Seitenkamme der mittleren Bers. Dahinter lag, tief drunten versteckt, mein Ziel, der Sternsee. Da hinüber bringe ich sie heute nimmermehr. Dies Entsagen wurde mir bitter und ging mir nun doch etwas zu Gemüte. Ich hätte heulen mögen. Schwere Tropfen begannen herniederzufallen, als wollte der Himmel für mich weinen. Fast bildete ich mir's ein, so zerknirscht war ich. Zum zweiten Male hatte mir dieser tückische Sternsee einen Tag verpfuscht. Kaum dass ich ihn erreicht habe, hüllt er sich wieder in Wolken und Regen, und schliesslich gab ich abergläubisch ihm allein die Schuld an den ganzen Schikanen des heutigen Tages. Hätte ich geahnt, dass das ärgste Drama erst im Anzuge war! — Während ich über den Sternsee die eigensinnigsten Gedanken in mir nährte, die da sagten: Warte, einmal bekomme ich dich doch! — bahnte ich mir abwärts einen Weg durch's Gestrüpp.

Der Kamm fiel steil ab, und mehr als einmal drohte mein Abstieg in eine gefährliche Rutschpartie auszuarten. Immer deutlicher erkannte ich die Neuweiher, die fast senkrecht unter mir zu liegen schienen. Kaum achtete ich des Sturzregens, der mir unter den Bäumen weniger anzutun vermochte. Umso tieferen Eindruck auf mich machte das entfesselte Element der Natur, die grellen, bläulichschimmernden Blitze und die gewaltigen Donnerschläge, die dahinten im Gebirge ungleich mächtiger grollen als drunten in der Ebene. Jedoch hatte ich schon etliche Male so mitten drin gestanden, und ich verlor deshalb die Ruhe nicht. Auch schien es da oben so langsam wieder heller zu werden. Der Regen liess etwas nach. In nächster Nähe vernahm ich das Rauschen eines Sturzbaches. Ich kletterte unentwegt weiter den Hang hinunter und hörte schon deutlicher die Stimmen meiner Leidensgefährten. Aber es war, als klängen sie ziemlich erregt durcheinander. Ich tat noch ein paar weitere

Sprünge abwärts. Die Bäume standen hier etwas weniger dicht, denn ringsum hatte die Axt des Holzhauers gearbeitet. Ich trat auf einen kleinen Felsvorsprung hinaus und äugte hinunter. Das Bild, das sich mir hier bot, vergesse ich mein Lebtag nicht, und die, die da unten standen, inmitten einer tragisch-komischen Situation, die werden wohl auch zeitlebens an diesen Ausflug zurückdenken.

Zunächst bemerkte ich, dass der Felsvorsprung, auf dem ich mich befand, das zugespitzte Ende einer fast senkrecht abfallenden glatten Wand bildete, die ungefähr 10 Meter hoch sein mochte und unten bedeutend breiter auslief. Weiter rechts, etwa 50 Schritte entfernt, war der Hang bis zur Höhe hinauf wieder mit dichtem Baumwuchs und üppigem, fast undurchdringlichem Untergestrüpp bedeckt. Links von mir fiel das Gelände zuerst leicht, dann aber jäh zu einer engen Schlucht ab, die quer herüberzog, sodass ihr unterer Teil senkrecht zu meinen Füßen lag. In ihrem weiteren Verlauf konnte ich sie fast bis zu den Seen hinunter überblicken. Da hindurch brauste der Gebirgsbach. Jenseits der Schlucht wucherte wieder dieselbe dichte Vegetation. Nur da bei mir und etwas weiter aufwärts war mit einer teilweisen Abholzung begonnen worden. Eine Unmenge gefällt und ihrer Rinde bereits beraubter Stämme war über die steile Wand hinuntergelassen worden und die lagen da unten kreuz und quer über der Schlucht, die von denselben fast bis zu den Seen hinunter überdacht war. Von den darunter niederrauschenden Wassern war natürlich nichts zu sehen. Und da wo das Wirrsal der Stämme begann, da standen oder sassen sie, die Burschen teils drauf los wetternd, teils mit lauter Schalk und Bosheit geladen angesichts der tief geängstigten Mädels, die -- dem Weinen nahe -- mit ihren zerzausten Haaren und hochgeschürzten, nassen Röckchen ein Bild höchster Hilflosigkeit und Verzweiflung boten. Ich hielt mir Mund und Nase zu, um nicht laut hinauslachen zu müssen. Zu reizend, zu urkomisch war die Gruppe da unten, als dass ich mich nicht noch ein Weilchen an ihr hätte ergötzen mögen. Dann schlich ich mich seitwärts hinab zur Schlucht, bis ich die niederste Stelle der Felswand gefunden hatte. Ein Sprung -- und mitten unter ihnen stand ich. Zuerst schien's, als wollten die Gesichter freudig aufleuchten; dann brach ein anderes Gewitter über mich los. In den urkräftigsten Redeschwällen waren im Nu meine ganzen Führeigenschaften in den Dreck gezerrt. Ich hätte den Sternsee suchen wollen und wäre ohne sie an ihm vorbeigelaufen. Oh, wie tat mir diese Rede wohl. Oh, diese gequälten Lachmuskeln! Ja, noch mehr, sie muteten mir zu, dass ich da oben auf dem Kamme überhaupt nicht mehr gewusst

hätte, wo ich mich eigentlich befände, und in meiner Verlegenheit einfach die ganze Gesellschaft abhängen wollte. Und erst die Sprache der Mädels; man weiss ja, dass die Evastöchter ihre Klagen stets leidenschaftlicher zu führen vermögen als das stärkere Geschlecht; und auf ihre zerzausten Löckchen, auf ihre arg mitgenommenen Strümpfchen, auf ihre zerknüllten Blousen und Röckchen zeigend, vermochten sie halt ihr Abenteuer auf's drastischste zu illustrieren. Als ich endlich auch zu Worte kam, da fragte ich nur, ob sie heute noch über die obere Bers hinüber zum Sternsee wollten, und ein paar Worte mehr zur Aufklärung und ich sah nur noch in ein paar verdutzte Gesichter. Aber noch viel kleinlauter wurden sie, als ich ihnen über das Ende unseres heutigen Ausfluges meine Vermutungen aussprach. Mit dem Sternsee war es selbstverständlich aus. Zuerst hiess es, glücklich hinunter zu den Neuweihern zu gelangen. Das war leichter gesagt, als getan. Zurück, d. h. hinauf konnten wir nicht mehr. Der Aufstieg wäre zu steil und zu beschwerlich gewesen und über die Kräfte des schwachen Geschlechts gegangen, und woher die Zeit nehmen? Der Tag ging langsam zur Neige, und schon war die Sonne hinter den Kamm zurückgesunken. Es blieb nichts anderes übrig als eine gewagte Kletterei über die unzähligen Baumstämme hinweg die Schlucht hinunter zum Seeufer. Den vorgesehenen Zug ab Oberbruck zu erreichen, blieb eine grosse Frage. Diese Befürchtung gab den nötigen Ansporn. Das Gewitter hatte sich verzogen. Die Ueberwindung der Baumstämme ward aber zum Gipfel der heutigen Strapazen. Dass wir glücklich hinunter kamen, das war eher eine Gunst der Vorsehung. Durch den Regen schlüpfrig gemacht, boten die Stämme unserem Fusse kaum den geringsten Halt, und wir rutschten den grössten Teil der Strecke auf dem Hinterteil hinunter. Unter uns hinweg brauste drohend der wilde Sturzbach. Weh dem, der da hinuntergepurzelt wäre. Es bedurfte einer ganzen Litanei von Aufmunterungsworten, um die Mädels, die armen, vor Furcht und Verzweiflung zu schützen, und mehr denn einmal klammerten sie sich zitternd und schwankend, vor Erschöpfung halb übermannt an den Armen der Burschen fest, wenn eine weitere schwierige Partie überwunden war. Nach einer bangen halben Stunde, von Regen und Schweiss durchnässt, sassen wir auf den untersten Baumstämmen, hart an grössten der beiden Seen. Enttäuscht sahen wir die paar Meter hinunter. Da war kein Zoll breit flachen Ufers, wo wir den Fuss hätten hinsetzen können. Jäh stürzte der Berghang ab in den unheimlich schwarz daliegenden See. Beinahe hätten wir's Gruseln gelernt. Aber etwa 50 Meter weiter rechts bemerkten wir eine weniger abschüssige

Stelle. Ein meterbreiter Streifen feinen, weissen Sandes längs des Ufers verriet uns, dass dort das Bett des See's bedeutend weniger schroff in die Tiefe abfiel. Also, eine letzte Anstrengung, und vorsichtig arbeiteten wir uns durch die letzten Hecken. 10 Minuten später hatten wir den See umgangen und standen auf dem Damm, der die beiden Weiher scheidet.

Etliche Absätze von Damenschuhen waren auf der Strecke geblieben, einige Blusen und Röckchen hatten böse Risse, kurz, unsere Dämchen sahen aus, als wären sie unter die Räuber gefallen. Dazu waren sie zum Umsinken ermattet, und wir hatten noch eine schöne Strecke Marsch bis Oberbruck. Ohne etwas Rast hätten wir sie nicht mehr weitergebracht, und schliesslich fanden wir uns damit ab, den programmässigen Zug ohne uns davoneilen zu lassen. — Auch ich hatte genug. Etwas Rhum liess Herz und Gefühl wieder wärmer werden. Und wir fanden, dass die beiden Neuweiher gar nicht so übel in unsere wunderbaren Vogesen hineingezaubert waren. Unsere Empfindsamkeit war gereizt. Das war die Nachwirkung der vergangenen Stunde, in der uns die wilde Natur der Berge ihre Härte etwas derber fühlen liess. Und nun lagen wir da, ruhend, sinnend und erlagen dem Zauber dieser selben Natur, da sie jetzt langsam, müde wie wir, sich zur Ruhe begab. Wir waren stumm geworden. Ein einziges Wort hätte uns weh getan. Warum diesen geheimnisvollen Abendgesang der zirpenden Heimchen stören? Die beiden Seen lagen zu unseren Füssen wie zwei träumende, dunkle Augen. Ringsum klonn in majestätischer Stille der düstere Bergwald empor zum Kamme, um dessen scharfe Konturen sich sachte das magische, purpurne Dämmerlicht eines milden Abends wob. Kein Sternsee hätte vermocht, uns süsser träumen zu lassen. Mit Gewalt riss ich mich in die Wirklichkeit zurück. «Gehen wir!» Wir erhoben uns. Wohl zuerst etwas schwer-

mütig und gezwungen. Aber als wir die Neuweiher hinter uns liessen, da klang's, voller warmem Empfinden, aus froher Kehle:

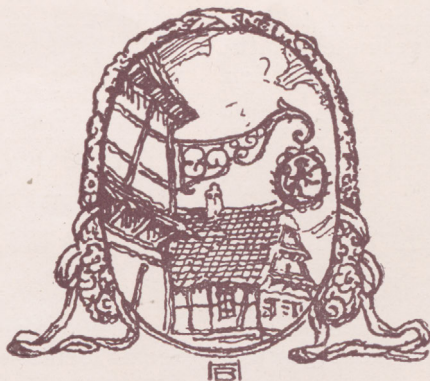
So scheiden wir mit Sang und Klang,
Leb wohl, du schöner Wald!

— — — Zwei Stunden später. Unser Zug hatte das Gebirge hinter sich gelassen. Als er umschwenkte in Richtung Lutterbach, da standen wir alle in höchster Spannung an den Fenstern. Werden wir den Colmarer Zug noch erreichen. Ein Blick auf die Uhr. Wir ful. en mit drei Minuten Verspätung. Langsam bogen wir in die Parallele zur Hauptstrecke ein. — «Da schaut und guckt ihm nach!» brüllte einer, der den Kopf am weitesten zum Fenster hinausging. «Da kommt er, adieu!» Drei Sekunden später fuhr er gemächlich vor unseren entsetzten Gesichtern vorbei, und seine blinkenden Lichter entschwandten bald im Dunkel der sinkenden Nacht.

Wenn einem das Glück absolut nicht hold sein will, dann beginnt man am Ende zu trotzen. Unsere Stimmung niederdrücken lassen? Nein, jetzt wurden wir — nach überstandenen Schrecken — umso übermütiger. Wir fuhren weiter bis Mülhausen, schritten spornstreichs zum Postamt und telegraphierten unser Missgeschick nach Hause. Nun konnten wir ruhig sein. Bis zum Mitternachtsschnellzug hatten wir noch lange Zeit. Und das genügte uns, um ein Mülhauser Restaurant bis Mitternacht, durch unsere tollsten Witze, durch unsere ausgelassene, überschäumende Laune in heilster Aufregung zu halten. Als wir Abschied nahmen und wir wehmütig das Sterben empfanden dieses trotz aller Abenteuer so herrlichen Tages, da stimmte ein Mädlein, wohl mir zum Troste, das wundersame Liedlein an:

Ein Büblein spielt' in heller Nacht
Am See auf grüner Weide.
Es schaute in die Sternenpracht
Mit unnennbarer Freude. . . .

Das war Sternseeromantik. — — —



||||| Ausschau |||||

Ausstellung Raul.

Im Nebenraum des Elsässischen Kunsthauses hatte der Künstler eine Anzahl seiner Aquarelle vereinigt. Es waren Reiseeindrücke aus Belgien, einige Blumenstücke, sowie mehrere Landschaften aus unseren Gauen. Zusammengehalten wurde dieses Vielfältige und Auseinanderliegende durch eine gewisse Eigenart der Farbgebung und in höherem Masse durch ein und dieselbe Handschrift. Man fand in der Ausstellung nur wenige Arbeiten, in denen der Künstler auf das Liniengefüge verzichten zu können glaubte. Der Graphiker in Raul erzwang sich fast durchweg den Vorrang. Die zuckende, schreibende, schnellende Hand, die in der Eile, in der Hatz förmlich Haken schlug wie Mümmelmann auf der Flucht, war kaum zu bändigen. Zuweilen zog die gleiche Hand haar dünne Fädchen über die Fläche, an dem einen Ende verheddert wie ein loser Knäuel, an dem anderen Ende sanft gebogen oder gezogen wie die vom Wind berührten Sommerfäden. Oder es wurde Schwärze massiert als Reihen kurzer und dicker Grundstriche, so dass die Farben einfach überrannt, einfach weggeputzt wurden. Im übrigen verblieb die Farbe, vielleicht etwas häufig, lediglich als hinzugefügter Duft,

gleichsam als das Aroma der Landschaft und der Zuständlichkeit auf der Fläche. Wo der Künstler nur Bewegtes, Menschen am Strand, gesehen und die in ihm ausgelösten Bewegungsimpulse ungehemmt in die Hand und in die Federspitze weiterleiten konnte, da gelangen sehr interessante Sachen. Sah man genauer auf Einzelheiten hin, so entzückten vielerlei Figuren und Figürchen. Mit dem Gedanken liesse sich spielen, dass Raul irgendwelche bewegte Gruppen, selbst Massenszenen auf eine bestechende Art zeichnen könnte. Die vorgelegten Proben bildeten hoffnungsberechtigte Hinweise. Was die farbige Tönung der Blätter betrifft, so erscheint sie zunächst als Stimmungszusatz, als reizvolle Unterlage, da das lineare Geschehen den eigentlichen Ausdruck verwirklicht. Raul hat es jedoch verstanden, einen Ausgleich zu schaffen. Er bevorzugte nämlich kräftige Farbtöne, die ihrerseits dem Zeichnerischen Grenzen setzen. Beides erscheint als Funktion des einen und des anderen. Daran lässt sich die Klugheit des Künstlers ermessen. Vermutlich lassen sich die Arbeiten Rauls sehr gut reproduzieren. R. Schn.

Büchertisch

Ulrich Crämer, Die Verfassung und Verwaltung Strassburgs von der Reformationszeit bis zum Fall der Reichsstadt (1521—1681). (Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsass-Lothringer im Reich, N. F. Nr. 5). Frankfurt, Selbstverlag des Instituts, 1951, 272 Seiten.

Dieses überaus reich dokumentierte und klar aufgebaute Buch ist für den Kulturhistoriker wie für den Verwaltungs- und Verfassungshistoriker eine sehr wertvolle Gabe, sie schliesst sich zeitlich an das schöne Buch von Jacques Hatt über Strassburg im 15. Jahrhundert an und füllt eine bislang oft schmerzlich empfundene Lücke in dem Bestande der Strassburgischen Stadtgeschichtsliteratur, die sich bisher meist nur mit geistesgeschichtlichen, politischen und militärischen Vorgängen befasste, in trefflicher Weise an. Crämer dringt aber tiefer in das Wesen der alten Reichsstadt ein und gibt im Gegensatz zu Hatt, der nur das rein äussere Leben erfasst und deshalb doch mehr oder weniger an der Oberfläche haften bleibt, ein geschlossenes, aus den staatlichen Zusammenhängen und Grundlagen heraus entworfenes Kulturbild. Ein erstaunlich reiches, gedrucktes und handschriftliches Quellenmaterial wurde mit viel Fleiss, Sorgfalt und Geschick verarbeitet. Das erste Kapitel stellt den

Ueberbau zum Ganzen dar, es behandelt den aus dem Mittelalter hervorgewachsenen Verfassungszustand und Verwaltungskörper (Politik und Verfassung, Behörden und Beamte, Recht und Gericht). Im zweiten Kapitel wird die Wirtschaftspolitik dargelegt (Zünfte und Handwerke, Handel und Verkehr, Finanzen und Steuern), im dritten Kapitel die Sozialpolitik (Armenunterstützung und Almosen, Gesundheitswesen und Spitäler, Sicherheitseinrichtungen und Hygiene), im vierten Kapitel die Kulturpolitik (Obrigkeit und Kirche, Bildung und Unterricht, Zucht und Sitte). Im Schlusswort bezeichnet Crämer als Ergebnis seiner Untersuchung die Tatsache, «dass Strassburg seinem ganzen Wesen nach sich selber nicht treffender bezeichnen konnte als die starke Vormauer des ganzen Rheinstroms. Politisch war die Reichsstadt ihrer inneren und äusseren Verfassung nach im Reich verwurzelt, wirtschaftlich infolge ihrer natürlichen Sorge und geographischen Möglichkeit im deutschen Gewerbe- und Handelssystem; kulturell im altelsässischen Volkstum; geistig im Werke und der Nachfolge Luthers. Wenn sich diese Tatsachen auch zum Teil im 17. Jahrhundert geändert haben, im ganzen aber müssen sie als feststehend erscheinen.» Mz.

Vogesenwanderungen

Münster — Altenberg — Hirschsteine — Schlucht — Hohneck — Rainkopf — Col de Bramont — Drumont
— Col de Bussang — Rotwasen — Ballon d'Alsace — Bärenkopf — Masmünster.

Empfehlenswerte 4-tägige Wanderung.

I. Teil.

1. Tag.

Gehzeit: $6\frac{1}{4}$ Std.

a) Münster — Hirschsteine. $2\frac{3}{4}$ Std.

Wegezeichen: rotes Rechteck mit gelbem Punkt.

Vom Bahnhof geradeaus durch die Anlagen in die Stadt. Durch die Rue Rapp, Rue du Hohneck, dann links Rue de Stosswihr und nun dieser Strasse ständig folgen. In 25 Minuten bei den ersten Häusern von Stosswihr der Strasse geradeaus folgen. Nach 15 Minuten beim Gefallenendenkmal in Stosswihr Strasse links aufwärts. Man durchschreitet Ampfersbach. Nach 5 Minuten bei Strassenteilung rechts. Nach 10 Minuten kurz vor den Häusern von Schweinsbach Fahrweg rechts aufwärts. Nach 25 Minuten bei Wegeteilung links aufwärts. Nach 10 Minuten links über den Altenbach. Quelle. Nach 8 Minuten bei Wegeteilung links und bald rechts Pfad aufwärts. Nach 15 Minuten Strasse kreuzen. Nach 10 Minuten bei einer Kehre der Schluchtstrasse Karrenweg links aufwärts und bald bei Wegeteilung rechts. In 10 Minuten an der Melkerei Altenberg vorbei und Strasse aufwärts. In 5 Minuten der Schluchtstrasse links aufwärts folgen. Bald Fahrweg rechts aufwärts (links zum Sanatorium Altenberg und Schlucht). Nach 15 Minuten bei Wegeteilung rechts, Wegezeichen «gelbes Dreieck»; (links dasselbe Zeichen zum Sanatorium Altenberg). Man begibt sich nun in ein wildromantisches Gebiet. Nach 10 Minuten Stufen abwärts in eine Schlucht, dann Treppen aufwärts und nach 5 Minuten rechts Pfad zur Bellevue. Hirschsteine.

b) Hirschsteine — Schlucht — Hohneck. 2 Std.

Zurück auf den Pfad und demselben rechts folgen. Nach 5 Minuten bei Pfadteilung links aufwärts. Wegezeichen: «blauer Strich». (Rechts dasselbe Zeichen über Bärenbach nach Stosswihr.) Nach 10 Minuten bei Wegeteilung rechts aufwärts. Nach 5 Minuten Pfad links aufwärts und nach 2 Minuten links auf den Krappenfels. Blick auf Schlucht und Hohneck. Hier Pfad rechts weiter aufwärts. Nach 8 Minuten Vereinigung mit dem Höhenweg: «Weisser See — Schlucht». Nun links abwärts «rotes Rechteck» in 10 Minuten zur Schlucht (1159 m). Bei den Hotels Pfad aufwärts. Nach 12 Minuten links der Quellenfelsen. Zurück auf den Weg und aufwärts in 1 Std. zum Hohneck (1561 m).

c) Hohneck — Rainkopf. $1\frac{1}{2}$ Std.

Wegezeichen: rot-weiss-rot.

Vom Gipfel zur Station der elektrischen Bahn und hier links der früheren Grenze über den kahlen Rücken folgen. In 7 Minuten links über den Kastelberg aufwärts. (Rechts unten die Fontaine de la Duchesse.) Bald Blick auf die rechts unten liegende Ferme Breitsouze. Nach 25 Minuten dem Pfad geradeaus an der früheren Grenze entlang folgend in 10 Minuten an der Melkerei Firstmiss. Refuge des Club Vosgien in welcher man die erste Nacht verbringt.

2. Tag.

Gehzeit: $6\frac{1}{4}$ Std.

a) Rainkopf — Col de Bramont. $1\frac{1}{2}$ Std.

Wegezeichen: rot-weiss-rot, dann rotes Rechteck.

Beim Heraustreten aus der Hütte dem Pfad links folgen. Derselbe steigt am Hange des Rainkopfes aufwärts. Nach 15 Minuten rechts abwärts, Wegweiser: Wildenstein, in 55 Minuten im Seesattel (1020 m). Nun dem Pfad links am Hange des Rundkopf abwärts folgend in 55 Minuten im Col de Bramont (958 m). Hütte.

b) Col de Bramont — Drumont. $4\frac{3}{4}$ Std.

Wegezeichen: rotes Rechteck.

Der Strasse links abwärts 50 m folgen, dann Pfad rechts am Hange des Altenberg aufwärts. Nach 45 Minuten auf der Höhe rechts abwärts und bei Pfadteilung geradeaus in 10 Minuten im Col de Pourri-Faing. Nun dem Pfad rechts an der früheren Grenze entlang folgend in 20 Minuten im Bocklochsattel und rechts in 50 Minuten zur Melkerei Gross Winterung (Grand Ventron). Hier dem Fahrweg links folgen und bald am Waldrande bei Wegeteilung links eben fort. Nach 7 Minuten über Weidefläche rechts aufwärts und bald wieder in den Wald, ständig dem guten Pfad folgen. Nach 55 Minuten bei den Weideflächen der Ferme Wintergès links um den Wintergèskopf und in 45 Minuten auf dem Felsachkopf (1164 m). Dem Pfad an der Steinmauer abwärts folgend in 20 Minuten in den Winterungssattel (Col de Ventron) 889 m. Man kreuzt die Strasse und folgt dem Fahrweg. Bald bei Teilung rechts aufwärts. Nach 20 Minuten bei Pfadteilung links Pfad aufwärts in 40 Minuten zum Felleringer Kopf (1222 m). Von hier abwärts in 50 Minuten zum Drumont (1200 m). Uebernachten im Wirtshaus.
A. Gaessler

Hôtels recommandés

Hôtel Bains de Buhl

Barr centre d'excursions; Mont Ste. Odile etc. etc.
Téléphone 70. 100 lits. Cuisine et cave renommées.
Mossier, propriétaire.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées.
„Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes
frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et
Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — 1^a Oberländer Weine —
Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.
Propr.: Xavier Baldenweck.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges.
Propriétaire: J. Lindecker.

Das vor dem Brande beliebte

Hotel Hanauer Weiher (Nordvogesen) wiedereröffnet.

Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. - Aufmerksame
Bedienung. - Fremdenzimmer. - Pension. - Kahnfahrten.
Der neue Besitzer G. KUNDER.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion,
en auto, pour votre séjour, visitez
l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage.
Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander.
Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux
A proximité du Fleckenstein, Hohenburg
Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Re-
commandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.
O. Mischler.

Luftkurort LEMBERG (Nordvogesen)

Hotel Heitzmann (Tel. 12). Angenehmer Ferienaufent-
halt, waldreiche Umgebung. Spezial-
itäten: selbstgezüchtete Forellen, Bauernschinken. Ermässigte
Preise.
Besitzer L. Heitzmann, Küchenchef.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et
Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée
de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pen-
sion et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach.
Déjeuners et Diners à toute heure.
Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine
renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle.
Electricité. Téléph. Propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Hôtel du Lac blanc

Altitude 1200 m.

Gare Hachimette-Orbey. Poste Orbey. Tél. Orbey No. 30.
Cures d'air. Sports d'hiver. Dernier confort. Pension
50 à 60 fr. Centre d'excursions. Ouvert toute l'année.

Albert Freppel, propr.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU
BAIN THERMAL.

Hôtel Vogesia

Niederbronn-les-Bains Tél. 102. Près du Casino et square
des eaux. Eau courante chaude et
froide. Salles pour 50 à 800 personnes. Garage pour 30 autos.
Prix modérés.

Pension Koeh

Téléphone 103. Pension de famille près de la forêt. Foyer
de touristes.
Propr.: Ch. F. Koch.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

Niederbronn-les-Bains

HOTEL MATTHIS

Téléphone No. 10

En face du Casino de la source et de l'Etablissement Thermal. Tout confort. Eau courante chaude et froide. Restaurant-Pension. Garage. Bains. — Prospectus sur demande. Ouvert Pâques-Novembre. Aug. Hueber-Matthis.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Communiquant avec le nouveau Etablissement des bains thermal. Grandes salles pour sociétés. Maison recommandée aux sociétés, voyageurs et touristes.

Propr.: J. Ph. Jund, chef de cuisine.

Hôtel Lenig-Weissler

Niederbronn-les-Bains à l'entrée de la promenade. Belles chambres. Restaurant-Pension. Cuisine et cave renommées. Grande salle recommandée aux sociétés et touristes. Eau courante, salle de bains, chauffage central. Téléphone No. 4. Propr.: René Lenig.

Hôtel du Cerf

Oberbronn cure d'air, à 3 km de Niederbronn-les-Bains. Arrêt des autos Niederbronn—Ingwiller. Grande salle et terrasse pour sociétés; vue splendide. Grande collection d'armes antiques. Cuisine et cave soignées. Chambre et Pension. Prix modérés. — Grosser Saal. Terrasse mit herrlicher Aussicht. Grosse Sammlungen von Waffen und Altertümern. Gute Küche, reine Weine. Zimmer und Pension. Propr.: Alfred Muller.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M. 30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air. 400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'excursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel-Restaurant Excelsior

„Zum Elsässer Winstuebla“

Sarreguemines In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, Ecke Avenue de la gare und Rue Poincaré. Tel. 394. Neuerrichtetes komfortables Haus mit grossen und kleinen Vereinssälen. Rendez-vous aller Touristen. Prima Küche. Reine Elsässer- und französische Weine. Grosser schattiger Garten. Kegelbahn. Garage nebenan. Schöne Zimmer mit fliessendem Wasser. Zentralheizung etc. Propr.: Jules Guthbrod.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Café-Restaurant Terminus

Sarreguemines Avenue de la gare, recommande une cuisine de 1^{er} ordre et sa cave de meilleurs crus. — Boissons de premier choix. — Maison recommandée aux Gourmets et MM. les Voyageurs et Touristes. Le propriétaire: Ch. Karbe.

Pension - Nouvel Hôtel des Touristes

Villégiature Tannenkirch

Téléphone 1.

Altitude 630 m.

se recommande aux familles pour un séjour agréable dans un air pur et fortifiant. Logements meublés avec cuisine à louer.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Gesellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller, französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler.

Hôtel des Deux Clefs.

Turckheim Sur la route aux Trois-Epis. Maison de curiosité alsacienne, fondée en 1620. Meubles vieux styles. Pension, chambres confortables. Vins des meilleurs crus. Cuisine soignée. Salles pour sociétés. Grand jardin ombragé. T. S. F. Téléphone 1, Turckheim. Auto-Garage.

Propr. E. Burgmann, chef de cuisine.

Hôtel-Restaurant Bellevue

Trois Epis Téléphone 9. Cuisine renommée. Pension. Chambres. Vins d'Alsace ouverts et en bouteilles. Prix modérés. Garage gratuit.

Ant. Grasser, chef de cuisine.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.

SANATORIUM GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren, Bäderbehandlung, natürliche und künstliche Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychotherapie). Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt.

Téléphone 258.

Kostenlos

sendet der Verlag Georg Westermann in Braunschweig gegen Einsendung von 30 Pfennig für Porto ernsthaften Interessenten ein etwa 100 Seiten starkes, mit vielen ein- und buntenfarbigen Bildern und acht Kunstbeiträgen geschmücktes Probeheft seiner

Westermanns Monatshefte

Bitte fordern Sie es noch heute an, Sie werden von dem hervorragenden textlichen und bildlichen Inhalt überrascht sein.

Ein Führer durch die politischen und kulturellen Fragen der Gegenwart ist

HOCHLAND

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens,
der Literatur und Kunst.

Herausgegeben von KARL MUTH.

29. Jahrgang 1931/32.

Zielweisende Beiträge aus der Feder erster Autoren auf religiösem, politischem, kulturellem, literarischem und künstlerischem Gebiet begründen seine Sonderstellung.

Preis pro Heft M. 1.60

Bezugspreis vierteljährlich M. 4.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und durch die Post.

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K. G. München

DA 5093

Achtung!

Alsaticasammler!

Soeben

ist in unserem Verlag

erschienen

und in jeder Buchhandlung erhältlich

Weinbau, Weinhandel und Weinverbrauch in Gebweiler

Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der
Fürstabtei Murbach

von

L. EHRET

250 Seiten broschiert 30 Frs.

Das Werk bildet eine interessante und wichtige Ergänzung zur Chronik unserer Stadt, wovon s. Zt. ein erstes Buch erschienen ist vom gleichen Verfasser.

Die Auflage ist nur eine beschränkte, Liebhaber sehen sich deswegen rechtzeitig vor.

Lebensbilder elsässischer Katholiken

Herausgegeben von der Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte in Straßburg

Soeben erschienen:

Als fünfter Band

E. C. Scherer

Schwester Ignatia Sorth

und die Einführung der Barmherzigen Schwestern in Bayern

Zur Jahrhundertfeier der Barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhause zu München am 10. März 1932

12x

im Jahr je

50 Handarbeiten

Vorlagen modernster Muster
aller Techniken (viel Wäsche) in
Beyers Monatsblatt für

**Handarbeit
und Wäsche**

zu jedem Heft Schnittbogen,
Arbeitsbogen, Abplättmuster,
monatlich 1 Heft für 70 Pf.
Überall erhältlich oder vom
Verlag Otto Beyer
dem Verlag für die Frau
Leipzig C 1 / Weststraße / Beyerhaus

Dragés und Bonbonnières
Biscuits u. Desserts - Chocolats, Cacaos, Thés
zu Fabrikpreisen bei
DARSTEIN STRASBOURG
Jungferngasse 3

Tel: 882

A-GUÉROARD



2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach